

Volk=Zribüne.

Social=Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volk=Zribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements=Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien=Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit=Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Verlags=Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten=Annahme in der Expedition: Oranien=Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:
„Merkur“ Zimmer=Strasse 54.

Nr. 32.

Sonnabend, den 11. August 1888.

II. Jahrgang.

Das Verbot der „Volk=Zribüne“. — Zum Prozeß Karlinnis. — Das Verbrechertum und die sozialen Zustände. — Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung. — Die Arbeiterbewegung in Schweden und Norwegen. — Ein Vorläufer des Sozialismus in Frankreich.

Gefährtes Haar. Berliner Sittenbild von Max Kreher. — Ein „Uebervahender“ im gemüthlichen Oesterreich. — Der Verfall der Autoritäten. — Die Frauarbeit in Wien. Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches. — Kleine Mittheilungen. — Vereine und Versammlungen.

Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die weitere Verbreitung dieses Blattes ein!

Bestellungen nehmen in Berlin alle Expediteure entgegen. Listen zum Sammeln von Abonnenten jederzeit durch unsere Expedition, Oranienstraße 23, zu beziehen.

Das Verbot der Nr. 31 dieses Blattes.

Der vorläufigen Beschlagnahme des Hauptblattes der vorigen Nummer am Sonnabend ist sehr rasch ihr vollständiges Verbot gefolgt, von dem wir Mittwoch, den 8. d. M., durch folgendes Schreiben in Kenntniß gesetzt wurden:

Berlin, den 7. August 1888.

Euer Wohlgeboren werden hiermit in Kenntniß gesetzt, daß auf Grund der §§ 11 und 12 des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 die Nummer 31 der „Berliner Volk=Zribüne“ vom 4. August d. J. durch den Unterzeichneten verboten worden ist.

Die Veranlassung zu diesem Verbote hat der Leitartikel mit der Ueberschrift: „Kann es und wird es einmal besser werden?“ gegeben. Denn es treten in diesem Artikel sozialistische, auf den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung gerichtete, Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen, gefährdenden Weise deutlich zu Tage.

In dem in Rede stehenden Artikel werden die Arbeiter zunächst in aufreizendster Weise gegen die Arbeitgeber aufgehetzt, indem den Ersteren ihre Lage in tendenziöser Weise vor Augen geführt und der Arbeitgeber als herzloser Ausbeuter dargestellt wird, der sich an den den Arbeitern zukommenden Erträgen bereichert. Es wird dann die Erwartung ausgesprochen, daß die Arbeiter sich früher oder später aufrufen würden, um sich „aus dem Sumpfe, in dem sie heute stecken, zu retten“ und ferner angedeutet, daß die Besitzlosen dahin streben müßten, sich in den Mitbesitz aller Güter zu setzen, auf welche Jeder nach den Lehren der Kommunisten ein gleiches Recht habe.

Indem endlich die für die Arbeiter zu erstrebenden Ziele näher dargelegt werden, wird für den Sozialismus dadurch Propaganda gemacht, daß derselbe als das alleinige und sichere Mittel hingestellt wird, um die vorerwähnten Ziele zu erreichen und die Lage der Arbeiter in der erhofften Weise zu bessern. Daß aber diese Ziele nur durch eine Aenderung der heutigen Produktionsweise und durch Umsturz unserer heutigen Gesellschaftsverhältnisse erreicht werden können, bedarf keines näheren Eingehens und wird auch in dem Artikel selbst angedeutet.

Der Polizei=Präsident.
J. B.: Friedheim.

An den Prozeß Karlinnis und Genossen

Inspüren verschiedene Blätter Bemerkungen, denen allen das eine gemeinsam ist, daß sie den ängstlichen Spießbürger gegen die Sozialdemokratie anzugehen versuchen.

Da sich dieser Vorgang bei dem nächsten, noch umfangreicheren Prozeß gegen Berliner Arbeiter in noch verstärkter Weise wiederholen dürfte, so wollen wir heute an dieser Stelle abermals darauf hinweisen: daß seit Erlaß des Sozialistengesetzes für uns eine Verantwortlichkeit, wie sie für andere Parteien besteht, überhaupt nicht mehr existirt, und nicht existiren kann, so lange der sozialdemokratische Partei nicht die volle Deffentlichkeit des Wirkens zurückgegeben ist.

Das Sozialistengesetz hat es bewirkt, daß viele Kund-

gebungen, die früher der vorherigen Kritik in Versammlungen, in Vereinen und in der Presse unterlagen, jetzt immer nur von ganz wenigen Leuten ausgehen, die vor ihrem Dandeln keiner Parteifreie mehr unterstellt sind, die über ihre Pläne selbst den nächsten Freunden gegenüber Stillschweigen bewahren müssen, und die daher lediglich nach eigenem subjektiven Ermessen sich bewegen, ohne daß die Partei als solche in der Lage ist, zu rechter Zeit einzugreifen und Fehler zu verhüten. Die Partei verurteilt hier nichts mehr, sondern erfährt — so gut wie der loyalste Staatsbürger — von allem erst, wenn sie bereits vor der vollendeten Thatsache steht. Sie ist darum gar nicht in der Lage, gewisse Handlungen zu verhindern, auch wenn sie dieselben für Fehler hält.

Die Partei als solche muß demnach auch jede Verantwortlichkeit für gewisse Ereignisse ablehnen, und sie vielmehr jenen Leuten zuschieben, welche der Sozialdemokratie alle staatsbürgerlichen Rechte und besonders das Recht der freien Diskussion fortgesetzt entziehen. Diesen Leuten fällt die Verantwortlichkeit bei den letzten Berliner Ereignissen um so mehr zu, als es gar keinem Zweifel unterliegen kann, daß die beiden letzten Demonstrationen bei offener gegenseitiger Aussprache unbedingt unterblieben sein würden.

Das Verbrechertum und die sozialen Zustände.

e. z. Das französische Justizministerium hat vor kurzem die offizielle Statistik über die im Jahre 1886 verübten Verbrechen und Vergehen veröffentlicht.

Die betreffenden Zahlen, mit ihrer klaren, aber nicht minder ausdrucksvollen Sprache, werfen ein eigenenthümliches Licht auf die Zivilisation der „besten aller Welten“. Sie gestalten sich zu einer fürchtbaren Anklage gegen die bestehenden Zustände, denn es ist mehr als bekannt, daß Zahl und Art der Verbrechen in direktem Verhältniß zu den Mängeln einer sozialen Ordnung stehen.

Ein hochkonservativer Berichterstatter, welcher die vorliegenden Zahlen mit denen von 1885 vergleicht und feststellen muß, daß die traurige Liste keine Wendung zum Besseren verräth, läßt sich den Ausruf entschlüpfen: „Man darf sich hierüber nicht wundern . . . wenn der soziale Untergrund unverändert bleibt, muß das selbe Volk jährlich fast die gleiche Anzahl von Vergehen aufweisen!“

Im Jahre 1885 waren 191 000 Gesetzesübertretungen verzeichnet, nämlich 3135 Verbrechen und 188 000 Vergehen. Das Jahr 1886 weist dem gegenüber 190 000 Gesetzesübertretungen auf, die in 3252 Verbrechen und 187 000 Vergehen zerfallen. Die Verbrechen haben also um 117 Fälle zugenommen, die Abnahme der Vergehen um rund 1000 ist eine scheinbare, sie erklärt sich einfach und allein durch die Aenderung der Gesetze über die „Rückfälligkeit“, welche das Vergehen des Bannbruchs fast gänzlich aufgehoben hat.

Die Verbrechen theilen sich in Verbrechen gegen Personen (Eldermord, Giftmord, Raubmord, Kindermord, Totschlag) und in Verbrechen gegen das Eigenthum, mit der gewöhnlichsten Form des einfachen und erschwerenden Diebstahls.

Während die Verbrechen gegen Personen von 601 im Jahre 1885 auf 595 im Jahre 1886 gesunken sind, stiegen die Verbrechen gegen das Eigenthum von 987 auf 1131. Die Verbrechen gegen das Eigenthum sind fast noch einmal so zahlreich, wie diejenigen gegen Personen. Und dabei hätte sich die offizielle Statistik wohl, bei letzteren die Zahl der Fälle anzugeben, in denen Eigenthums= und Besitzfragen die Ursache auch des Mordes zc. bilden, wo also das Verbrechen gegen die Person nur als Folge, nicht als Ursache erscheint. Wollte man den angedeuteten Umstand in Berücksichtigung ziehen, so müßte die bei weitem größte Anzahl der Verbrechen gegen Personen auf das Konto der Verbrechen gegen das Eigenthum übertragen werden und letzteres riesig anschwellen.

Abgesehen von der großen Zahl offener Raubmorde liegen z. B. den meisten Eltern= und Verwandtenmorden Besitzfragen zu Grunde. Die Kindermorde sind desgleichen in letzter Instanz zum größten Theil auf die Eigenthumsverhältnisse zurückzuführen, auf die Armuth und wirtschaftliche Hilflosigkeit der Mütter.

Eine in diesem Sinne durchgeführte statistische Aufnahme der Verbrechen würde einen verschwindend kleinen Prozentsatz von Verbrechen gegen Personen aus der Klasse der sogenannten „passionellen“ Morde und Totschläge aufweisen, dagegen eine riesenanzahl von Verbrechen gegen das Eigenthum. Sie würde in eklatanter Weise die alte Fabel zunichte machen, von der wesentlich und fundamental bösen menschlichen Natur und dafür die Wahrheit um so heller hervortreten lassen, daß nicht die als unveränderliche hingegenommene menschliche „Natur“, sondern sehr veränderliche soziale Einrichtungen, in letzter Instanz also die Eigenthumsverhältnisse, auf dem Grunde der meisten Verbrechen liegen.

Die französische Bevölkerung stellt im Durchschnitt auf je 100 000 Einwohner 11 Verbrechen.

Von den Angeklagten sind sowohl 1885 wie 1886 24 pCt. gänzlich freigesprochen worden.

Besonders charakteristisch ist dabei, daß sich die Geschworenengerichte weit strenger und unerbittlicher zeigen, sobald es sich um Verbrechen gegen das Eigenthum handelt, während Verbrechen gegen Personen, besonders aus Leidenschaft auf relativ gnädige Tuldung stoßen. Von Verbrechen ersterer Art werden nur 19 auf 100 freigesprochen, von Verbrechen letzterer Kategorie dagegen 29 auf 100. Die Thatsache an sich redet Bände und tritt noch schärfer hervor, wenn man in Betracht zieht, daß die meisten „Mörder aus Leidenschaft“ freigesprochen, dagegen alle Morde, die mit Diebstahl, Raub zc., verbunden sind, unabsichtlich geahndet werden. Im Grunde ist es also nicht das Verbrechen gegen die Person, sondern gegen das Eigenthum, den Privatbesitz, was bestraft wird.

Ein ungemein drastischer Beweis für die hohe Bedeutung, welche in der kapitalistischen Zivilisation dem Eigenthum, für die geringe Beachtung, welche dem Menschenleben beigemessen wird! Die Geschworenengerichte sind gerade die Blüthe des Spießbürgertums, sie entsprechen dem Geist ihrer Klasse, wenn sie sich unabsichtlich erweisen, sobald es sich um Attentate gegen das A und O, das Allerheiligste der heutigen Gesellschaft, den Besitz handelt. Erst in dritter und vierter Linie kommt bei den Milderungsgründen der psychologische Grund in Betracht, daß für die zahlungsfähige Moral der Herren Philister die mehr oder weniger romanhafte Geschichte diesbezüglicher Verbrechen eine angenehme, die Verdauung fördernde Zerstreuung bildet, welche eventuell ein Abonnement auf die Leihbibliothek erspart.

Im Durchschnitt werden jährlich in Frankreich 125 000 bis 130 000 Personen zu Gefängniß verurtheilt, von denen die Hälfte rückfällig wird.

Die Steuerzahler haben für das Gefängnißwesen 32 Millionen Francs anzubringen.

Das ist die Logik unseres Gesellschaftssystems, welches die Verbrecher schafft, dann straft und die Masse für die Kosten aufkommen läßt.

Modifikation der Strafgesetze, Verbesserung des Gefängnißwesens und ähnliches, wodurch die Bourgeoisie das Anschwellen von Verbrechen und Vergehen zu hindern meint, muß sich als machtlos erweisen, so lange die Grundursache des Uebels in Kraft bleibt, die durch die vorliegenden Zahlen angedeutet wird: die bestehende Organisation der Besitzverhältnisse in der Form des Privateigenthums.

*) Wohl richtiger Verbrechen um das Eigenthum oder durch das Eigenthum. Die Zahl der Verbrechen gegen Personen durch das Eigenthum im industriellen Leben, die Arbeitsunfälle, Verunglückungen zc., von Ueberarbeit und Hungerlohn nicht erst zu reden, welche zumeist auf verbrecherische Nachlässigkeit oder Sparsamkeit zurückgeführt werden müssen, sind natürlich in der Statistik nicht angeführt. Ihre Zahl ist Region, ihr Name „Verunglückung“ beschönigender.

Das moderne Elend und die moderne Uebersvölkerung.

Einleitung zum 7. Band der „Internationalen Bibliothek“.
(Stuttgart Dietz.)

Von zweien Welten eine muß du wählen,
Doch du gewählst, dann ist kein Schritt mehr.
Griffartzer.

Wir machen uns heute schwer eine Vorstellung von der selbstsam gehobenen Stimmung, welche die Welt überkam, als einst die technischen Entdeckungen der Neuzeit ihre volle Zauberkraft zu entfalten begannen. Als der heimische Reichthum sich in ungeahnter Weise hob; als die modernen Verkehrsmittel mit blendender Fülle die Schätze und Erzeugnisse aller Erdtheile herbeiführten als Staat um Staat, Kontinent um Kontinent ihren Theil an der unendlich gesteigerten Weltproduktion errangen, da schien ein Strom des Glückes in vollen Fluthen über alle Schichten der Bevölkerung zu ergießen. Freilich fehlte auch damals schon neben dem schwellenden Reichtum nicht das schwärzende Elend, aber es war sich nicht hervor aus seinen Höhlen und Winkeln, um seine zerstreuten Klagen verhalten in dem rauschenden Jubel, den nicht nur die tönenden Helden der Presse und des Parlamentes, nein, selbst die stilleren, stilleren Vertreter der Wissenschaft erhoben.

Wie hat sich seitdem Alles verändert! Nicht, daß der wunderbare Aufschwung der mechanischen Künste zum Stillstand gekommen wäre — vielleicht übertreffen die Fortschritte der Gegenwart diejenigen aller früheren Perioden. Aber wer könnte sich dieser Wahrnehmung heute noch in vollen Zügen freuen? Wer könnte sich des dumpfen, drückenden Gefühls erwehren, daß alle Glückshoffnungen kläglich gescheitert sind, die wir auf unsere erfinderiische Kraft setzten, daß wir rascher als je einer ereignißschweren Zukunft und einer schließlichen Katastrophe entgegengetrieben? So wenig wir das Elend in Stadt und Land in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit kennen, so wird doch alle Welt erbebend gewahrt, wie unheimlich rasch es gewachsen ist. Aus seinen Kellern und Kammern, aus seinen Höhlen der Entfugung und des Lasters, überall drängt es sich hervor, und Niemand könnte es mehr übersehen, auch wenn die ersten Mahner nicht wären, die — wie Marx Anton auf den gemordeten Cäsar — auf seine Wunden und Leiden hinweisen, um unser Gerechtigkeitsgefühl in lodernen Aufrufen zu versetzen.

So lastet es auf uns, gewitterschwül und schwer. Wohin wir blicken, überall stehen die Wetter am Himmel, und es hat Augenblicke gegeben, wo wir Alle bereits den grollenden Ausbruch der elementaren Gewalten zu vernehmen meinten. Das Jahrhundert, das in Krämpfen geboren wurde, scheint in Krämpfen enden zu wollen. Sind wir sicher, daß dann wenigstens eine lichtere Zukunft für die Völker Europas anbrechen wird?

Die Jaghaften unter uns verneinen es. Sie fürchten, daß die bevorstehenden großen Umwälzungen uns vielleicht noch das Wenige rauben könnten, auf das stolz zu sein wir heute Ursache haben. „Einst wiegten wir uns“ — so sagen sie — „in der beglückenden Zuversicht, daß unsere abendländischen Reiche auf die Dauer vor Vernichtung geschützt seien, weil an ihren Grenzen keine heutigetierigen Hunnen und Vandalen lagern, welche unsere Zivilisation in Brand und Verwüstung ersinken könnten — und heute kommt uns, langsam, aber unabwendbar die Erkenntniß, daß wir selber, an unserem eigenen Herde, in den greifenden Zentren unseres eigenen Kulturlebens die Barbaren großgezogen haben, welche in dem endlichen Emporflammen ihrer Verzweiflung und ihres Hasses nichts achten werden, was wir als die Merkzeichen unseres Fortschrittes verehren; und die Ausbrüche wilden Fanatismus, die wie Zerkünder auf dem Sumpf, bald hier, bald da aufzuden, heute in Europa, morgen in der großen Republik jenseits des Ozeans, sie lehren uns bereits, daß die Barbaren an der Arbeit sind.“ — So die Kleinmüthigen.

Anderer aber — und wir rechnen uns zu ihnen mit Kopf und Herz — erblicken wohl die Verwüstungen, welche die moderne Industrie an der inneren und äußeren Kraft der Völker anrichtet, sie sind sich des ganzen furchtbaren Ernstes der Lage voll bewußt, aber sie finden keinen Grund zum Verzweifeln. Sie sehen, wie Stein im Stein von der alten Gesellschaftsordnung abbröckelt, aber unter der wellenden, sterbenden Hülle der bestehenden Produktion gewahren sie bereits neue lebenskräftige Keime einer höheren Wirtschaftsweise in mächtigem, drängendem Frühlingstriebe sich regen. Mit der immer weitere Kreise befallenden Entbehrung erkennen sie zugleich die stählende Kraft, die zielbewußte Gedankenrichtung, welche gemeinsame Noth und gemeinsamer Kampf dem immer rascher anwachsenden Proletariat verleihen. Sie verfolgen mit staunender Bewunderung, wie dieses Proletariat in seiner Aufklärung und Organisation machtvoll fortschreitet und halten diesen Felsen für stark genug, um dereinst eine neue, größere und schönere Zukunft tragen zu können.

So blicken sie den kommenden Ereignissen festen Auges entgegen, vertrauend, daß eine große Zeit kein kleines Volk finden wird.

Kein kleines Volk! Freilich bedarf es dazu noch großer Anstrengungen von allen Seiten, großer Umwälzungen in unserem ganzen Denken und Fühlen, in erster Linie großer Fortschritte in der allgemeinen Auffassung der ökonomischen Verhältnisse. Nur eine derartig geläuterte Erkenntniß vermag in dem Labyrinth der widersprechenden Bestrebungen der Gegenwart zum Führer zu dienen.

Wer würde hier nun nicht mit Freuden gewahrt, daß man sich heute bereits allgemein der Gefahren bewußt zu

werden anfängt, welche die fortschreitende Zunahme der Verarmung birgt; daß man den blinden, selbstmörderischen Optimismus aufgibt, nach welchem der privatwirtschaftliche Verkehr, wenn er nur sich selber überlassen bleibt, dem ganzen Volke die denkbar höchste Entwicklung sichert; daß man mit jenem elenden, augenverdrehenden Pharisäerthum gebrochen hat, welches das Versinken in Noth und Elend der mangelnden Begabung und der Arbeitsfurcht des Einzelnen zuschreiben möchte, anstatt einer übermächtigen Wirtschaftsentwicklung schuld zu geben, welche Jahr für Jahr ebenso unwiderstehlich Tausende von Kleinbesitzern in's Proletariat hinabstößt, wie sie Hunderttausende von Proletariern zur Arbeitslosigkeit verdammt! Das Unerträgliche solcher Zustände drängt sich jedem ernstern Zeitgenossen mehr und mehr auf. Aber damit allein ist wenig erreicht. Es gilt nunmehr noch weiter die Ursachen der ständigen Ausbreitung der Massenarmuth zum allgemeinsten Bewußtsein zu bringen. Bezüglich dieser Ursachen aber ist man noch zu keiner übereinstimmenden Auffassung gekommen.

Zwei Richtungen sind es vor Allem, welche hier um die Herrschaft auf dem Gebiete der Wirtschaftswissenschaft kämpfen: die eine, weit verbreitet und von Alters her vererbt, aber auch mit aller Kurzsichtigkeit und Schwäche des Alters behaftet; die andere, weniger gekannt, aber von dem frohen Siegesmuth und der ganzen unwiderstehlichen Jugendkraft einer weltbewegenden Idee befeelt. Und in der That, sollte sie zum Durchbruch gelangen, so müßte unser ganzes sozialpolitisches Denken und Handeln allmählich in eine völlig veränderte Richtung hineingedrängt werden.

In unser mit jedem Jahre weiter um sich greifender Nothstand durch gewisse in Ewigkeit unabänderliche natürliche Ursachen hervorgerufen oder tragen an ihm lediglich geschichtlich wandelbare Verhältnisse der wirtschaftlich-sozialen Verfassung die Schuld? — in diesen zwei Fragen spiegeln sich die beiden tiefen, heute noch miteinander ringenden Gegensätze am getreulichsten wieder.

Daß weitere Kreise der Gesellschaft, insbesondere der arbeitenden Klassen, trotz aller verzweifeltsten Bemühungen keinen Unterhalt finden, kann nämlich einmal daher rühren, daß die menschliche Arbeit immer unfruchtbarer wird, daß sie bei der übliden Bevölkerungszunahme nicht um so viel mehr zu schaffen vermag, als dem Bevölkerungszuwachs entsprechen würde. Diese Möglichkeit nimmt die herrschende Schule im Anschluß an Malthus sofort für eine unzweifelhafte Thatsache. Sie argumentirt dabei etwa folgendermaßen: Wächst die Bevölkerung eines Landes, so muß fast regelmäßig die Produktion unter ungünstigeren Bedingungen vorgenommen werden, weil die besten Gelegenheiten von Anfang an ausgenutzt und benutzt worden sind. Die jährlich neu hinzutretenden Arbeiter können mithin nicht mehr so viel produzieren als die früheren; der Durchschnittsertrag pro Kopf der beschäftigten Arbeiter hat die Tendenz, mit dem Wachsthum der Bevölkerung stetig zu sinken. Trifft die Voraussetzung zu, bietet die Natur ihre Gaben immer längerer und spärlicher dar, so folgt daraus allerdings mit unerbittlicher Nothwendigkeit, daß ein großer Theil der Bevölkerung ein immer dürftigeres Leben führen muß, und an der Bittarauf der Noth in immer weiteren Kreisen würden wir nur sehen, wie weit wir bereits in der gezeichneten Entwicklung vorgeückt sind.

Es giebt aber noch eine andere Ursache, aus der — unter der heutigen Gesellschaftsordnung — für ganze Bevölkerungsklassen dauernde Subsistenzlosigkeit und gezwungene Einschränkung aller Bedürfnisse folgen kann, und diese Ursache ist nichts anderes als — die Zunahme der Fruchtbarkeit der Arbeit, die leichtere, nicht die schwerere, die reichlichere, nicht die karglichere Gütergewinnung. So widersinnig eine derartige Vernüpfung auf den ersten Blick scheinen mag, so leicht kann man sich doch von ihrer Möglichkeit überzeugen. Stellen wir uns vor, das Perpetuum mobile wäre erfunden und setzte fluit der menschlichen Kraft den ganzen Produktionsapparat in Bewegung, so hätte gewiß die Fruchtbarkeit der Arbeit die denkbar höchste Höhe erreicht. Wenn vorher sich das Volk in Arbeit und Mühe verzehrte, um sich den dürftigsten Lebensunterhalt zu bereiten, so würde es jetzt ohne jegliche Anstrengung alle Güter in unangemessener Fülle ohne Arbeit erhalten können. Welch ein Kontrast zwischen beiden Wirtschaftszuständen — und doch, wenn unser Wirtschaftssystem bestehen bliebe, welche Uebererfüllung in den Folgen! Dort würden die Arbeiter hungern, weil nicht genug zum Essen zu erzeugen ist, hier würden sie — trotz der mächtigsten Produktionsfähigkeit — sammt und sonders Hungers sterben, weil sie Niemand mehr braucht.

Aus welcher der beiden Quellen entspringt unser modernes Elend?

Und wenn man das kummervolle Ergebnis der abnehmenden Schaffenskraft allgemein als „Uebersvölkerung“ zu bezeichnen liebt, so könnte man — und ein übermächtiger Sprachgebrauch thut dies ja zweifellos — den gleichen Namen wohl auch auf das ebenso traurige Resultat der schließlich bis zu völliger Arbeitssparung gesteigerten Produktionsfähigkeit anwenden, denn auch bei zunehmender Schaffenskraft, bei Einführung arbeitssparender Produktionsmethoden, finden heute Tausende von Arbeitern kein Brot mehr, auch in diesem Falle wächst die Zahl Derer, für welche an dem Tisch der bestehenden Gesellschaft „nicht gedeckt“ ist, gerade bei einer solchen, an sich so viel versprechenden Entwicklung, sind heute Derer in allen Gewerbszweigen zu viel, welche Arbeit suchen und doch niemals oder nur mit langen, jeden geordneten Haushalt zerrüttenden Unterbrechungen Arbeit finden. Unter welcher

Art der Uebersvölkerung haben wir nun gegenwärtig zu leiden?

Diesen Fragen wendet sich die vorliegende Schrift zu und wenn dem Leser am Schlusse der Nachweis gelungen erscheinen sollte, daß das moderne Elend und die moderne Uebersvölkerung nicht aus einem greifenhaften Rückgang unserer Produktionskraft, sondern gerade aus deren Steigerung entsteht, aus Ursachen, welche eine nie erhörte allgemeine Wohlstandsvermehrung hervorzurufen vermöchten — welche ein lachender Ausblick eröffneter sich uns dann auf eine glückliche und friedensvolle Zukunft! Heute ist die alte fatalistische Anschauung noch die herrschende, nach welcher Noth und Elend unabänderliche Begleitererscheinungen unserer Bevölkerungszunahme sind. Aber unser Vertrauen ist unerschütterlich, daß die Menschheit bald aus dem Banne solcher Pseudowissenschaft heraus zu der Erkenntniß gelangen wird, daß die Schuld an unserer Armuth lediglich in sozialen Verhältnissen wurzelt, deren Aenderung sich vorbereitet und in unserer Hand liegt, und deren Aenderung über das Schicksal des abendländischen Völkercircles entscheiden wird.

Ueber den Stand der Arbeiterbewegung in Schweden

lesen wir in den Blättern:

Verfolgungen und Bestrafungen wegen Gottesleugnung und Beleidigung Gottes stehen auf der Tagesordnung. Man fühlt sich richtig in die mittelalterlichen Zeiten der Religionsverfolgungen veretzt, es fehlt bloß der Scheiterhaufen. Bereits in 7 Fällen haben diese Verfolgungen zu Verurtheilung in ganz empfindliche Geld- und auch Freiheitsstrafen geführt. So ist z. B. A. Danielson in Malmö zu weiteren 10 Monaten Gefängniß verurtheilt, nachdem er vorher schon 10 Monate bekommen hatte. Sein Nachfolger in der Redaktion der „Arbeit“, Genosse Björk, hat auch bereits eine Anklage auf dem Halbe.

Unter solchen Verhältnissen muß man Handlungen um so höher schätzen, wie sie kürzlich der freisinnige Studentenverein „Verband“ in Upsala ausgeführt. Als nämlich Branting, Redakteur des „Sozial-Demokrat“ in Stockholm, auch wegen Gottesleugnung zu 300 Kronen Geldstrafe verurtheilt war, beschloß dieser Verein (er zählt 250 Mitglieder) einstimmig, 50 Kronen dazu beizusteuern. Freilich erhielt der Vorstand dafür vom Kuratorium der Universität eine Strafpredigt und einen Verweis.

Die Agitation auf dem Lande wird auch dieses Jahr ungeschwächt fortgesetzt, trotzdem die Partei mehrere tüchtige Mitstreiter durch Auswanderung verloren hat. So sind von Stockholm aus Branting, Janbeck und Sterky längere Zeit auf Reisen gewesen; von Malmö aus Danielson und von Gothenburg aus Heurlin und Kjellmann. Die Stockholmer sind bis in die nördlichsten Provinzen vorgezogen, und haben sie, sowie auch die Andern, überall sehr fruchtbaren Boden für ihre Ideen gefunden.

Im Ganzen ist jetzt überhaupt der Stand der Bewegung ein guter zu nennen. Alle 4 Organe, welche freilich nur einmal wöchentlich erscheinen, mit Ausnahme der „Arbeit“ in Malmö, welche dreimal herauskommt, bestehen ganz gut.

Am Sonntag, den 8. Juli, war von den Stockholmer Sozialdemokraten eine großartige Demonstration zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts für Männer und Frauen arrangirt. Es waren lange vor der festgesetzten Stunde über 5000 Menschen mit 12 roten Fahnen versammelt und noch immer strömten von allen Seiten neue Schaaren herbei; vier Redner hielten Ansprachen, darunter auch der gerade auf Besuch anwesende Danielson von Malmö. Zum Schluß wurde eine Resolution im Sinne der Einberufung einstimmig angenommen.

Aus Norwegen.

Am 13. und 14. Juli hatte die „Vereinigte norwegische Arbeiterpartei“, eine Organisation, die vor einem Jahre wegen ihres überzähligen Programms trotz der sozialistischen Elemente, welche den Hauptbestandtheil der Partei ausmachen, vielfach die Kritik herausforderte, ihren 2. Kongress in Christiania.

Es waren 9 Vereine durch 10 Delegirte vertreten. Was es diesmal galt, das war eine Revision des Programms und der Statuten, denn das eine wie das andere war erstens einer Reparatur bedürftig und zweitens hatte man sich in Arendal im vorigen Jahre total verrechnet, wenn man meinte, das Programm müsse so zahlreich möglich abgefaßt sein, damit es sammeln könne, nicht aber splittieren. Alles, was man mit dieser „Moderations-taktik“ erreichte, war ein farbloses Programm und weiter nichts. Kann sein, daß man die Begriffe konsequent und radikal oder gar blutrünstig als identisch auffaßte. Diesmal ging man nun mit dem Programm ein wenig weiter. Es sieht jetzt so aus:

1. Einführung des allgemeinen, direkten Wahlrechts; Wahltag ein Feiertag.
2. Arbeiterschutzgesetz und Normalarbeitsstag.
3. Humane Verforgung der Unbemittelten durch den Staat.
4. Aufhebung alles Zolles auf Nahrungsmittel; direkte progressive Einkommensteuer.
5. Freier und gemeinschaftlicher Unterricht in Staats- oder Gemeindefschulen.
6. Unentgeltliche und öffentliche Rechtspflege.
7. Abschaffung des Submissionswesens.

Hoffentlich kristallisiert sich auf dem nächsten Kongress, der 1889 ebenfalls in Christiania abgehalten werden soll, heraus aus dem traurigen Chaos der reinen Bergkristall der sozialistischen Forderungen.

Jean Meslier,

ein Vorläufer des proletarischen Sozialismus in Frankreich.

II.

Der Gegensatz der Klassen äußert sich nach Jean Meslier in dem Druck, in dem Mitleidenschaft von Adel, Geistlichkeit und Bourgeoisie dem Volke gegenüber.

„Ihr seid erstaunt, armes Volk“, sagt er mit Bezug hierauf, „dass Ihr soviel Uebel und Pein im Leben habt! Das kommt daher, weil Ihr allein die Last und Hitze des Tages tragt, wie die Arbeiter, von denen das Gleichnis des Evangeliums erzählt. Euch und Eure Gleichen ist die ganze Last Eurer Könige und Fürsten aufgebürdet. . . Dazu liegt noch auf Euch der ganze Adel, die ganze Geistlichkeit, das gesammte Mönchtum, alle Richter, Krieger, Leute und Bucherer, alle Inhaber von Salz und Tabakmonopolen und endlich alle Müßiggänger und nutzlosen Existenzen, welche es in der Welt giebt. Denn alle diese Leute und alle, die ihnen dienen, leben nur von den Früchten Eurer mühseligen Arbeit. Durch Eure Arbeit liefert Ihr nicht nur Alles, was sie zu ihrem Unterhalt brauchen, sondern auch noch, was zu ihrer Zerstreuung und ihrem Vergnügen dient. Das ist gegen jede Gerechtigkeit, denn alle Menschen sind von Natur aus gleich: sie haben alle das gleiche Recht zu leben, auf Erden ihre natürliche Freiheit zu genießen und Theil an den Gütern dieser Welt zu nehmen, indem die einen wie die anderen durch nützliche Arbeit die für das Leben nöthigen Dinge schaffen. Aber es ist ungerecht, daß man alle Güter und Vergnügungen auf die eine Seite und alle Mühe, Sorge, Unruhe, allen Kummer und alle Unannehmlichkeiten auf die andere Seite legt.“

Als Quelle all der angeführten Uebelstände kennzeichnet Jean Meslier das individuelle Eigenthum, das von seinem Ursprung an durch Mißstände gekennzeichnet und nach Meslier nur die Folge der gewaltsamen Aneignung ist, welche bei Theilung der Güter die stärksten, listigsten, unwürdigsten, schlechtesten Menschen am besten wegkommen ließ. Dieser Zustand erzeugt in der Folge das Murren, die Klagen, Unruhen, Aufstände und Kriege, welche so unendliches Unheil unter den Menschen anrichten. Daber stammen auch die Tausende und Abertausende schlechter Prozesse, welche die Privatleute unter einander führen müssen, um ihre Güter zu verteidigen und ihr vermeintliches Recht aufrecht zu erhalten. Diese Prozesse verursachen tausend körperliche Plagen und tausend geistige Qualen, sie enden sehr oft mit dem völligen Ruin beider Parteien. Daher kommt es auch, daß diejenigen, welche nichts oder nicht alles Nöthige besitzen, fast gezwungen und genöthigt sind, eine Menge schlechter Mittel anzuwenden, um ihre Existenz zu wahren. Daher kommt Unterschleif, Lug und Trug, Ungerechtigkeit, Verpressung, Diebstahl, Spitzbüberei, Mord, Todtschlag und Räuberei, welche unendliches Unheil über die Menschen bringen.“

Wie für Meslier die Quelle alles Übels das individuelle Eigenthum war, so sah er das Heil in der Organisation des kommunistischen Eigenthums. „Wenn die Menschen“, sagt er, „gleichzeitig gemeinsam alle Reichthümer, Güter und Bequemlichkeiten des Lebens besäßen, wenn sie sich insgesammt alle mit irgend welcher redlichen und nützlichen Arbeit oder wenigstens mit irgend welcher ehrlichen Dienstleistung beschäftigten, wenn sie die Güter der Erde wie die Früchte ihrer Arbeit und ihres Gemüths weise säuen wollten, so würden sie alle genügend haben, um glücklich und zufrieden leben zu können. Die Erde bringt fast stets genügend und sogar fast im Ueberfluß für ihre Nahrung und ihren Unterhalt hervor, wenn sie nur immer guten Gebrauch von den gebotenen Gütern machen wollten. Nur sehr selten gewährt die Erde nicht Alles für das Leben Nothwendige, und so könnte Jeder genug für ein friedliches Leben haben, und Niemand würde an dem Unentbehrlichen Mangel leiden.“

Meslier entwickelt seine Auffassung des Kommunismus weiter und erklärt, daß Wohnungen, Nahrungsmittel und Kleider gleich vertheilt sein sollen. Vor allem aber müßten alle Menschen gleich entwickelt und von den gleichen Prinzipien der Moral erfüllt sein, damit sie alle tugendhaft und ehrlich, von der Liebe zum gleichen Guten befeelt und fähig würden, dem Vaterlande zu dienen.

Was Meslier's Ansichten über die Leitung der Produktion und die Vertheilung der Produkte anbetrifft, so offenbart sich uns darin der echte Gallier, mit seiner tiefen Abneigung gegen jede Zentralisation, seiner Vorliebe für die unabhängige autonome Kommune (selbstherrliche Gemeinde).*)

Nach Meslier ruht die Leitung von Produktion und die Vertheilung der erzeugten oder von der Natur gelieferten Reichthümer in den Händen von ökonomischen, unabhängigen Genossenschaften. Er begreift unter Gemeinschaft (communauté) alle Bewohner ein- und desselben Ortes, die sich unter einander als Geschwister, als eine

große Familie betrachten sollen. Sie alle sollen sich wie Geschwister lieben, in Frieden gemeinschaftlich beisammen leben, die gleiche oder wenigstens ähnliche Nahrung haben, gleich gut wohnen und schlafen, gleich gut gekleidet sein. Die Kommune liefert ihnen alles für Befriedigung ihrer Bedürfnisse, für ihr Vergnügen, ihre Erholung Nothwendige, dafür hat aber auch die Kommune Anspruch auf die Arbeit jedes Einzelnen. Jedes Kommunemitglied ist entweder in einem bestimmten, gewählten Beruf thätig, oder es verrichtet eine Arbeit, welche in Folge von Wetter, Jahreszeit oder dem vorhandenen Bedürfnisse der Gemeinschaft nach irgend welchem Produkt für nöthig oder wünschenswerth erachtet wird.

Die ökonomischen Gemeinschaften franken natürlich weder an einer Aristokratie noch Hierarchie. Die Aufrechterhaltung der Ordnung ist den Gemeindegliedern anvertraut, welche Meslier als die würdigsten und weisesten erscheinen, nämlich den Greisen. Sie genießen das höchste Ansehen, besitzen eine unbeschränkte Macht, die anderen Angehörigen der Kommune zu führen und zu leiten. Ihnen liegt es ob, gute Gesetze und Befehle zu erlassen, die stets das Ziel verfolgen, das Allgemeinwohl zu schützen, zu bewahren und zu fördern. Seiner Aufsicht nach werden die Greise ihre große Macht nie zum persönlichen Nutzen und zum Schaden des Allgemeinwohls anwenden, da mit Abschaffung des individuellen Eigenthums alle Einzel- und Sonderinteressen verschwinden.

Während Meslier mit letzterer Behauptung vollständig Recht hat, muß seine Auffassung von der Rolle der Greise um so mehr überraschen, weil die darin sich offenbarende Beschränktheit im scharfen Widerspruch zu der Weite des Blickes steht, den er sonst überall bekundet. Sie erklärt sich zum Theil wohl daraus, daß Meslier hier weniger aus sich schöpft, als von Reminiscenzen an das klassische Alterthum, an die Republikaner von Sparta und Athen, an die Vektüre der Platon'schen „Republik“ leiten läßt. Noch weniger nahe legte es ihm seine Gegenwart, durch ein System freier und direkter Wahlen die Personen bezeichnen zu lassen, welche die Ordnung aufrecht zu erhalten, die Produktion und Gütervertheilung zu leiten hätten. Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. hatten nacheinander mit eisernem Despotismus jede Spur eines öffentlichen Lebens der Nation erstickt, die Generalstaaten waren seit 1614 nicht mehr zusammenberufen worden, eine starke zentralistische Gewalt regelte und bestimmte Alles zum Nutzen eines absoluten Monarchen, der in seiner Person allein den Staat repräsentirte. Alle Ämter, Würden und Titel, welche dem Würdigsten und Fähigsten gehören sollten, waren Eigenthum des absoluten Königs, der sie dem Meistbietenden zuschlug. Die Verhältnisse waren wahrlich nicht dazu angethan, Meslier auf das Wahlsystem und seine Bedeutung hinzuweisen.

Was im Allgemeinen die Gestalt seiner „freien Wirtschaftsgemeinde“ anbetrifft und die Idee der Dezentralisation, welche seinem Gesellschaftssystem zu Grunde liegt, so erscheint uns seine diesbezügliche Auffassung als irrig und überwunden. Nur darf hierbei nicht vergessen werden, daß Meslier dachte und schrieb, als von der modernen Großproduktion noch keine Rede war, ja als die Manufaktur noch nicht einmal ihre volle Entwicklung erreicht hatte. Die ökonomischen Verhältnisse seiner Zeit deuteten noch nicht auf die unbedingte Nothwendigkeit der Zentralisation behufs einer ausgiebigen, möglichst leichten und kurzen Zeit in Anspruch nehmenden Produktion hin.

Aus dem über die Organisation der Meslier'schen Gesellschaft Gesagtem läßt sich bereits schließen, daß er nur ein schwaches und unvollkommenes Verständnis für die nationale Solidarität hatte und seiner Zeit nach haben konnte. Die internationale Solidarität schlummerte natürlich noch in viel weiterer Ferne, und die diesbezüglichen Anschauungen des sozialistischen Pfarrers gehen nicht über vage Träume von allgemeinem Frieden, von allgemeiner Gerechtigkeit und Brüderlichkeit hinaus. Seine unabhängigen ökonomischen Gemeinden sollen untereinander eine sehr lose Föderation (Verbindung) bilden, welche den einzelnen Kommunen die Pflicht auferlegt, unverbrüchlichen Frieden zu halten und im Falle der Noth einander beizustehen. Summa Summarum zeigen sich seine diesbezüglichen Ideen als annähernd die gleichen, welche in der großen Revolution von der „Montagne“ vertreten wurden. Als logisch bis zur letzten Konsequenz führer, vor nichts zurückschreckender Denker erweist sich Meslier in seinen Anschauungen über die Familie. Er vertritt die „Freiheit des Einzelnen, eheliche Verbindungen nach seiner Neigung zu schließen. Sobald die Gatten herausfinden, daß sie nicht zusammen harmonisiren, könnten sie ihre Ehe aus freier Entschliebung auflösen. Der Unterhalt und die Erziehung der Kinder wäre Pflicht der Gemeinde, welche ihre Leistungen derart zu organisiren hätte, daß die Kinder nicht die elterliche Liebe zu entbehren bräuchten.“

Was die Herbeiführung der neuen Gesellschaftsordnung anbelangt, so erwartete Meslier dieselbe einzig und allein von der eigenen Kraft des Volkes. Er hat sich in dieser Ahnung nicht getäuscht, allerdings aber darin, daß die Revolution in Frankreich, von der er die Erlösung des leidenden Volkes erhoffte, nur mit der unbeschränkten Herrschaft einer einzigen, bis dahin unterdrückten Klasse abschloß.

Dies in aller Kürze einige der wesentlichsten Anschauungen, welche Meslier in seinem Testament niedergelegt hat. Sehen wir von den Mängeln und Unvollkommenheiten, die seinem System anhaften mußten, ab, so charakterisirt es doch den Pfarrer zu Estrépy als einen der fähigsten und vorausahnenden Geister, die je von

einer besseren Zukunft der Menschheit geträumt haben. Seine Gedanken blieben in jener Zeit ohne Echo, die Stimme eines Predigers in der Wüste, sogar die Bahnbrecher der großen französischen Revolution standen ihnen mit bemerkenswerthem Unverständnis gegenüber. Erst die gesammte Entwicklung unserer Zeit, deren Verhältnisse und Theorien die Meslier'schen Ideen freilich bereits längst überflügelt haben, schufen den rechten Boden für ihr Verständnis.

Schnitzel.

Der Ueberfluß ist immer die Folge eines Raubes; wenn er nicht vom gegenwärtigen Besitzer begangen wurde, so doch von seinen Vorgängern.

Der heilige Hieronymus.

Und mancher, ach! frißt Ananas hinieden,
Der Dinsteln nicht verdient.

Blumauer, Lob des Esels.

Das Ganze ist mehr werth wie der Theil, selbst der hervorragendste, die Menschheit mehr wie selbst der beste der Menschen; und das Volk steht über der höchsten Familie und über dem angesehensten Bürger.

Diderot.

Was seid ihr Behörden nach natürlichem Rechte gegenüber dem Volke, das ihr regiert? Nichts als seine Diener, beauftragt, Sorge um sein Glück zu tragen; eures Amtes unwürdig und die schlechtesten Glieder des Gemeinwesens, wenn ihr euer Amt schlecht erfüllt. Euer Eifer und eure Zuverlässigkeit machen euch zu den treuesten Werkzeugen der Menschheit, welchen sie vollste Liebe zollt. Was verdient ihr aber, wenn ihr, zu treulosen und anmaßenden Dienern geworden, den Versuch macht, die Gesamtheit zu bedrücken?

Diderot.

Wenn der „freie“ Arbeiter einen Augenblick benutzt, um zu ruhen oder um für seine eigenen Wünsche zu arbeiten, so behauptet der geldgierige Deconom, der unruhig seinem ganzen Thun nachspürt: der Arbeiter bestehle ihn!

Linguet.

In Frankreich läßt man diejenigen in Ruhe, welche das Feuer anlegen; aber man verfolgt die anderen, welche die Sturmglocke rühren, um die Schläfer zu wecken.

Chamfort.

Ich ziehe die Augen der Macht immer erst dann auf mich, wenn sie mich zwingt, das Feuer meines Herdes fortzutragen und auf einer neuen Stätte anzufachen. Nie, von früh auf bis jetzt, ist mir oder meinem Bruder von irgend einer Regierung Unterstützung oder Auszeichnung zu Theil geworden: einigemal jener, war ich dieser nie bedürftig. Diese Unabhängigkeit hat meine Seele gestählt, sie widersteht Anmuthungen, welche die Reinheit meines Bewußtseins bedecken wollen. Mein Bruder hat noch die Pflicht, eine solche Gesinnung seinen Kindern zu überliefern. . . Denn die Zukunft unseres Volkes beruht auf seinem Gemeingefühl unserer Ehre und Freiheit: ich glaube, daß dem Menschen nichts anderes frommt, als gerecht und tapfer zu sein.

Jakob Grimm, nach seiner Landesverweisung.

Politische Nachrichten.

In den Vereinigten Staaten ist man so weit gekommen, eigene Privatdetektives zur Ueberwachung der Arbeiter zu schaffen. So versendet ein Bureau folgenden Zirkular:

Pinkerton's National Detectiv-Agentur,
191-195 Fifth Avenue, Chicago.

Meine Herren!

Wir lenken Ihre Aufmerksamkeit auf die Vorzüglichkeit unserer Polizei und bieten Ihnen im Falle der Noth dieselbe zum Dienste an.

Unsere Leute sind sorgfältig ausgesuchte Menschen, welche natürliche Anlagen zum Geheimdienste haben, unter trefflicher Disziplin stehen und von erfahrenen Offizieren kommandirt werden.

Corporationen und Gesellschaften, welche die Gesinnung ihrer Arbeiter kennen lernen wollen, oder erfahren wollen, ob dieselben unter gewissen Umständen wohl streiken würden, oder ob dieselben einer geheimen Arbeiter-Organisation angehören, in der Absicht, bestimmte Bedingungen von Korporationen oder Arbeitgebern zu erzwingen, — wollen sich vertrauensvoll an uns wenden; wir werden sofort einen Detektiv als geeigneten Auskunftgeber senden.

Bekanntlich haben die Schweizer Arbeiter eine „Reservekasse“ gegründet. Mit Hilfe dieser Kasse hoffen sie die Streiks mit Erfolg durchzuführen und dadurch die Höhe des Arbeitslohnes zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Damit die Kasse nun aber ansehnlich und größer werde und für alle Fälle ausreiche, sollte jedes Mitglied des Grütl-Bereins besteuert werden. Die Höhe der Beiträge war noch nicht festgesetzt. Nach dem einen Vorschlag sollte die Steuer jährlich 33 600 Fr. in die Kasse liefern, nach dem Vorschlag der Reservekasse-Kommission sogar 72 800 Fr. Nun hat aber, wie der „Neuen Zürich. Ztg.“ geschrieben wird, der Grütl-Berein in der Urabstimmung mit mehr als zwei Drittel Stimmen das Obligatorium, den

*) Wir begegnen dem nämlichen Zug, welcher bei dem kommunistischen Landpfarrer des siebzehnten Jahrhunderts so scharf hervortritt, späterhin bei sehr vielen französischen Revolutionären und Sozialisten wieder; er erklärt, neben anderen Gründen, auch das vielfache Schwanken derselben nach dem Anarchismus hin. Seinen glänzendsten Vertreter hat er wohl in Proudhon gefunden.

Zwang zur Beisteuer von Vereinstwegen, verworfen. Der „Grüni-Berein“ hofft jedoch, daß auf dem Boden der Freiwilligkeit das erreicht werde, was man mit dem Obligatorium angestrebt hatte, nämlich eine regelmäßige Speisung der Reservekasse aus den Grüni-Bereinstiftungen, namentlich den in den Städten und Industriezentren.

Um den Armen einen Bissen zuzuwenden, hatte die Stadt Paris beschlossen, daß in den Gemeindefesteln den „Gästen“ am 14. Juli ein gutes Diner serviert, sowie pro Mann zwei Franken verabreicht werden sollten. Die Absicht war recht wohlmeinend, ist aber der großen Zahl der Obdachlosen gegenüber sehr mager ausgefallen. Der Direktor einer städtischen Nachtherberge gestand ein, daß in Paris jeden Abend zirka 8000 Personen ohne Obdach sind, und daß die städtischen Nachtherbergen höchstens gegen 740 aufnehmen können. Nun findet zwar noch ein Theil der Unglücklichen in den Asylen verschiedener philanthropischer Gesellschaften Unterkunft, allein die bei weitem größte Masse der 8000 bleibt ohne Dach und Fach. Kaum war der obige Beschluß des Stadtrathes bekannt geworden, so drängten sich die letzten Tage vor dem 14. die Obdachlosen vor den kommunalen Nachtherbergen zusammen, da reglementsmäßig die Aufnahme nicht auf einen drei- bis viertägigen Aufenthalt in dem Asyl giebt. Alle wollten von dem versprochenen Mittagessen und den zwei Franken profitieren; einen Abend war der Andrang so groß und stürmisch, daß die Verwaltung der Nachtherberge einen wahren Anstand in miniature besüchtete. Schließlich konnten doch nicht mehr als über 400 Personen die Freigebigkeit des Stadtrathes genießen. Wieder ein Beispiel für die Ohnmacht der privaten und öffentlichen Wohltätigkeit gegenüber dem unendlichen Massenelend, das unser kapitalistisches System erzeugt, und das nur mit diesem System zusammen verschwinden kann.

Der Großgrundbesitz entfaltet sich in Preußen immer mehr. In 19 landrätlichen Kreisen des Regierungsbezirks Pommern (Oberschlesien) sind, wie A. von Miaszkowski mittheilt, von 1193 selbständigen Gutsbezirken 548 in der Hand von nur 49 Personen. Der mittlere und kleine Grundbesitz, die Zwerggütere und das landwirtschaftliche Kleinkapital verschwinden. An ihre Stelle treten kolossal große Latifundien. Die Proletarisierung der bäuerlichen

Elemente schreitet unaufhaltsam fort, sodaß auch auf dem Lande die soziale Bewegung bald in Fluß kommen wird.

Die Sammlungen in Arbeiterkreisen zu Gunsten des im Irrenhause befindlichen Wilhelm Hafenclever sind nunmehr abgeschlossen worden; sie haben an 15 000 M. eingebracht. Hafenclever's Familie, die aus einer Frau und einem im Kindesalter stehenden Knaben und Mädchen besteht, ist von Dessau nach Berlin übergesiedelt. Das Töchterchen Hafenclever's ist fast völlig des Augenlichtes beraubt.

Das Wachsthum Berlins steht ohne Beispiel da in der Geschichte sämtlicher Städte der Erde, die der amerikanischen nicht ausgenommen. Denn es ist thatsächlich beispiellos, daß eine Stadt, die innerhalb ihrer Mauern eine Bevölkerung von 680 000 Seelen zählte (so viel war die Zivilbevölkerung Berlins im Jahre 1867), diese an und für sich schon kolossale Zahl in weniger als zwei Jahrzehnten ungefähr verdoppelt. Weder Paris, noch London, noch aber auch Newyork oder Chicago und San Francisco können sich diesbezüglich mit Berlin messen, da auch diese letzteren Städte, so staunenregend sonst ihr erstes Wachsthum war, seitdem sie mehrere hunderttausend Einwohner zählten, schon in bedeutend langsamerem Tempo zunehmen; zumal die Zeit, wo Chicago, das 1880 503 000 Einwohner hatte, diese Zahl verdoppeln wird, fällt, der statistischen Berechnung nach, durchaus nicht mehr in das jetzige Jahrhundert. Kein Zweifel daher, Berlin ist die am schnellsten wachsende Großstadt, die es auf unserem Erdboden giebt, ja, die es, so weit die Geschichte der Menschheit zurückreicht, je gegeben hat. Paris sinkt gewaltig in der Art und Weise seiner Bevölkerungszunahme. Ist es doch in den letzten 5 Jahren (1881 bis 1886) von 2 269 000 nur auf 2 344 000 gestiegen, also nur um 75 000 Seelen gewachsen. In nicht ganz 20 Jahren wird Berlin die französische Hauptstadt aller menschlichen Berechnung nach an Bevölkerungszahl überflügelt haben und neben dem mammutartigen, unermeßlichen London schon bald nach Eintritt des zwanzigsten Jahrhunderts die zweitgrößte Stadt der Welt sein.

In dem Prozesse gegen Karllinnis und Genossen lautete das Urtheil des Landgerichtes zu Berlin: gegen Karllinnis

auf 2 Jahre 9 Monate, Specht, Sperber und Jacobid je 1 Jahr 7 Monate, Lüderig, Bath und Hansche auf je 2 Monate Gefängniß. Bei Lüderig und Bath sei ein Monat durch die erlittene Untersuchungshaft für verbüßt zu erachten, Sachse sei sofort zu entlassen. Lüderig und Bath bitten um vorläufige Entlassung aus der Haft, was ihnen vom Gerichtshof bewilligt wird. Die Verurtheilten erklären, sich bei dem Erkenntniß beruhigen zu wollen.

Verhaftungen von Sozialisten haben nach Mittheilungen aus Augsburg daselbst in den letzten Tagen stattgefunden, nachdem vorher bei mehreren Sozialdemokraten Hausdurchsuchungen vorgenommen worden waren, bei denen man verbotene Druckschriften gefunden haben soll.

Altona, 3. August. Im hiesigen Sozialistenprozeß wurden 24 Angeklagte zu Gefängniß von einhalb bis zu dreieinhalb Monaten verurtheilt, drei freigesprochen.

Briefkasten.

Expeditore auswärtig. Wir müssen dringend ersuchen, die Beträge für Juli abzuliefern, da wir von nächster Nummer ab sonst nicht mehr senden.

Wahl. Wilhelm Liebknecht ist am 29. März 1826 in Gießen geboren, jetzt also mehr als 62 Jahre alt. Er war im norddeutschen Reichstage und ebenso 1874-1881, also 11 Jahre lang Vertreter des 19. sächsischen Wahlkreises (Stollberg-Schneeberg). 1881 erlag er dem konservativen Gegenkandidaten Ebert. Zugleich wurde er aber in Offenbach und Mainz gewählt. Für Offenbach nahm er an, auch 1884-1887 vertrat er diesen Kreis. Im Vorjahre besiegte ihn dort der Kartellkandidat Böhm.

6. Wahlkreis. Für die beiden letzten 1884 und 1887 vollen Reichstagswahlen ergaben sich bei den ersten Wahlgängen:

	1884:	1887:
Wahlberechtigte . . .	74 898	86 323
Gültige Stimmen . . .	51 050	59 073
Wahlbeteiligung . . .	68,3 %	68,6 %
Sozialdemokraten . . .	24 258	30 433
Freisinnige . . .	13 782	11 750
Konservative . . .	12 801	16 750

Neugieriger. Ob der sehr ehrenwerthe Herr v. Ehrenberg ein illegitimer Sproß eines deutschen Fürstenthumes ist, wissen wir nicht bestimmt. Jedenfalls hätte er es verdient.

Abonnet. Das wird und muß ein Räthsel bleiben.

Sattler. Wollen Sie sich noch bis zur nächsten Nummer gedulden?

Schriftführer. Der alte Raummangel.

Nürnberg. Das war wenigstens deutsch geredet. Kleines Mammuth!

Wir bitten die Vereinskassierer, möglichst bald die letzten Monate abzurechnen.

E. Kuntze,
Stalhoferstr. 18. (Zum lustigen Stiefel)
empfehlst seinen reichhaltigen und kräftigen
Frühstück- u. Mittagstisch mit Bier 50 Pf.
Abendstisch nach Auswahl zu soliden Preisen.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager
von

C. Klein.
15. Ritterstraße 15.
Daselbst Pflanzstelle der Gärtner u. Bronceur (E. S. 60.)

Weiss- u. Bairisch-Bier-Lokal.
Frühstück, Mittag- und Abendstisch,
von A. Grewling,
119. Mautensfelstraße 119.
Ein Vereinszimmer ist zu vergeben. „Volks-
Tribüne“ liegt aus.

Glaserei und Bildereinrahmung, Bilder-
verkauf v. A. Bebel, Gruppenbildern,
Lassalle und Marx, in Oel und Schwarzdruck,
Bendant. Neu: Lassalle! Präsident d. Allg.
deutscher Arbeitervereins. Aufträge nach außerhalb
werden prompt befohrt.

R. Scholz,
Wrangeistr. 32.

Buchhandlung und Buchbinderei
von **R. Kohlhardt,**
Brandenburgstraße 56,
empfehlst sich zur Anfertigung jeder Buchbinder-
arbeit, sowie zur Lieferung sämtlicher wissen-
schaftlicher Werke und Zeitschriften.
Abonnements auf die „Berliner Volks-
Tribüne“ werden stets entgegen genommen.

Halle a. S.
Neu! Eröffnet Neu!
**Barbier-, Friseur-
und Haarschneide-Stube**

von
A. Hoffmann,
35. Gr. Clausstraße 35.
Lager von Hüten, Mägen, Schirmen und
Stöcken. Reichhaltige Auswahl in Schlipfen,
Cravatten, Parfümerie- und Toilette-Gegenständen.
Beste Preise. Aufmerksame Bedienung.
Jeder Gegenstand ist mit dem Preis bezeichnet.

**Oeffentliche
Schneiderversammlung**

Dienstag, den 14. August cr., Abends 8 Uhr,
Alte Jakobstr. 37 (Lionsenstädtisches Konzerthaus).
Tagesordnung:
Berichterstattung des Delegirten Herrn Taterow
über den Schneiderkongreß in Erfurt.
Diskussion.
J. A. des Komitees: G. Rigmann.

**Der Arbeitsnachweis
des Vereins zur Wahrung der
Interessen der Schuhmacher**
befindet sich im Verkehrstotal, Weinstr. 11, bei
Robert und ist mit Ausnahme Sonntags,
jeden Abend von 8½-10 Uhr und Sonntag
Vormittag von 10-12 Uhr geöffnet.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von
Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.
Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Die seit 1877 bestehende, weitbekannte
Uhrenfabrik
von
Max Busse
157. Invaliden-Strasse 157,
neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herab-
gesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie
geleistet.
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten
ermöglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren
zu fabelhaft billigen Preisen.
Spezialität: Ringe.
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste
ausgeführt.

E. Jensen & Co., Zeitschriften-Verlag,
36 Paulstraße, Hamburg.
Durch und ist zu beziehen und empfehlen zum Abonnement:

Glückauf! (Organ der Bergarbeiter.) Per Quartal 13 Rn. 1,-	Deutsche Völkerverzeitung. Per Quart. 13 Nummern 1,-
Zeitschrift der Plastik. (Organ der Bildhauer.) Per Quartal 3 Nummern 1,-	Wetter. (Organ der Bäcker.) Per Quart. 6 Nummern 1,50
Reform. Organ der Buchdrucker. Per Quartal 13 Nummern 0,75	Buchbinderzeitung. Per Quart. 13 Rn. 0,75
Allgemeine Dachdecker-Zeitung. Per Quartal 3 Nummern 0,75	Correspondent für Buchdrucker. Per Quartal 39 Nummern 1,25
Fachzeitung für Drechsler. (Mit Kunstbeilagen.) Per Quartal 6 Nummern 0,80	Reform. (Organ der Drucker und Formstecher.) Per Quartal 13 Nummern 0,75
Deutsche Gärtner-Ztg. Per Semester 18 Nummern 3,50	Allgemeine Fahrzeitung. (Organ der Reisenden.) Per Quartal 13 Nummern 1,-
Der Gerber. Per Quart. 6 Nummern 0,80	Metallarbeiterzeitung. (Org. d. Former, Rempner, Maschinenbauer, Schlosser.) Per Quartal 13 Nummern 1,-
Der Glaser. Per Quartal 6 Nummern 1,20	Handschuhmacher. Per Quart. 3 Rn. 0,75
Der Fachgenosse. (Organ der Glas- u. Porzellanarbeiter.) Per Quart. 6 Rn. 1,-	Correspondent für Putzmacher. Per Quartal 9 Nummern 0,90
Der Kupferstecher. Per Quart. 6 Rn. 1,-	Grundstein. (Organ der Maurer.) Per Quartal 13 Nummern 1,-
Correspondent. (Organ der Maler.) Per Quartal 6 Nummern 1,-	Graphische Presse. (Organ der Lithographen.) Per Quartal 6 Nummern 1,-
Deutsche Mechaniker-Ztg. (Mit Kunstbeilagen.) Per Quartal 6 Nummern 1,-	Manufakturarbeiter-Ztg. P. Qu. 13 Rn. 1,-
Deutsche Sattler-Zeitung. (Mit Kunstbeilagen.) Per Quartal 3 Nummern 0,80	Verhigerhatter. (Organ der Porzellanarbeiter.) Per Quart. 6 Nummern 1,-
Vander Schmied. Per Quart. 6-7 Rn. 1,-	Schuhmacher-Fachblatt. P. Qu. 9 Rn. 0,80
Fachzeitung für Schneider. (Mit Zeichnungen.) Per Quartal 6 Nummern 0,80	Vereinsblatt. (Organ d. Bauhandwerker.) Per Quartal 13 Nummern 1,-
Tapeziererzeitung. (Mit Kunstbeilagen.) Per Quartal 6 Nummern 1,50	Gewerkschafter. (Organ d. Tabakarbeiter.) Per Quartal 13 Nummern 0,75
Neue Tischler-Zeitung. (Mit Kunstbeilagen.) Per Quartal 13 Nummern 1,-	Vereinsblatt für Weißgerber. Per Quartal 4 Nummern 0,50
Deutsche Wagenbauer-Ztg. (Mit Kunstbeilagen.) Per Quartal 3 Nummern 0,80	Weber- und Wäcker-Zeitung. Per Quartal 13 Nummern 0,60
Zeitschrift der Zimmerkunst. (Mit Kunstbeilagen.) Per Quartal 3 Rn. 0,75	

Arbeiterfreundliche Blätter werden um Abdruck dieses Verzeichnisses gebeten.

Allen Männern der Arbeit empfehle mein
Weiss- u. Bairisch-Bier-Lokal.
W. Haugk, Weinstraße 22.

General-Versammlung.
des
**Fachvereins der Rohrleger
Berlins.**

in Fenerstein's Tunnel, Alte Jakobstraße, 75,
am Sonntag, 12. August, Vormittags 11 Uhr.
Tagesordnung:
1. Vierteljährlicher Rechenschaftsbericht.
2. Statutenänderung § 9, Abf. 2-3.
3. Antrag des Kollegen August Hirsch.
4. Verschiedenes und Fragelasten.
Mitgliedsbuch legitimirt.
Der Vorstand.

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, den 11. August, Abends 8½ Uhr,
in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.
**Außerordentliche
General-Versammlung.**

Tagesordnung:
1. Die Stellung der Fachvereine in der Gewerkschaftsbewegung.
2. Anträge.
3. Fragelasten.
Um zahlreiches Erscheinen wird ersucht.
Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen.

Sonntag, den 12. August:
Familienausflug
nach Johannisthal.
Abfahrt Nachmittags 1 Uhr 35 Min.
Treffpunkt bei Zentleben.
Der Vorstand.

**Berein der Sattler
und Fachgenossen.**

Deute, Sonnabend, 11. August, Abends 8½ Uhr,
in Grätweil's Bierhallen, Kommandanten-
straße 77-79.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:
1. Gewerkschaftliches.
2. Verschiedenes.
3. Fragelasten.
Gäste willkommen. Um zahlreichen Besuch
bittet
Der Vorstand.
Die Willets zu der am Sonntag, den 19.
August, stattfindenden Dampferpartie nach Hankel's
Abfage (Abfahrt ½7 Uhr, Jannowibrücke) sind
beim Komitee zu haben.

**Arbeitsnachweis der M.ler
Berlins.**

Ritterstraße 123, Restaurant Sodite.
Jeden Abend von 8-9 Uhr, außer Sonnabend
und Sonntag's Vormittags von 10-12 Uhr, un-
entgeltliche Arbeitsvermittlung.
Die Bevollmächtigten der Filiale Berlin.

[Nachdruck verboten.]

Gefärbtes Haar.*)

Berliner Sittenbild.

Von Max Kreyer.

Die „Frau Doktor“ durchsegte wie gewöhnlich mit ihrer Morgenschleppe die Zimmer. Trotzdem es bereits stark auf Zwölf ging und überdies heute Sonntag war, hatte sie es nicht für nöthig gefunden, einen Kostümwechsel vorzunehmen. Dieser ausgediente, mäusegraue, seidene Schlafrock, aus dessen aufgeplagten Nähten unter den Armen die Watirung liederlich hervorquoll, haßte sie wie eine liebgewordene, unsaubere Gewohnheit an, von der sie sich schwer zu trennen vermochte. Er war gleichsam das zur Schau getragene Relief aus besseren Tagen, die Würde, die Repräsentation des Hauses. Es wäre ebenso schwer gewesen, sein Alter festzustellen, wie den Umstand, durch welchen Frau Viktorine (sie führte einen weitverbreiteten Namen und war seit fünf Jahren Wittwe) zur Titulatur einer Doktorin gekommen war.

Ihr Mann war ein Universalgenie gewesen, das sich — stets zu seinem persönlichen Beden und zum allmählichen Ruin der Familie — mit allerlei Erfindungen abgegeben hatte; zuletzt mit derjenigen eines lenkbaren Luftballons. Dabei litt er gründlich Schiffbruch; nicht oben in den Lüften, sondern bevor er seinen fähnen Flug gegen den Wind unternehmen konnte. Das hatte ihm den Rest gegeben.

Man wird das „Frau Doktor“ jetzt vielleicht erklärlicher finden. Thatsache ist, daß sie aus einer gebildeten Familie stammte und von dieser Erinnerung zehrte, wie ein austrangierter Hauptmann von dem Heimweh nach dem Casino seiner Garnisonstadt. Bevor sie der Ruhmesjucht ihres Gatten theilhaftig geworden war glaubte sie die Goldmine einer großen Zukunftsängerin in ihrer Kehle entdeckt zu haben. Das Gold erwies sich eines Tages als gewöhnliches Kupfer, und Viktorine kam über die Gesangslehre nicht hinaus. Trotzdem hatte sie lustig weiter geschwärmt und geträumt von unerreichbaren Idealen. Gerade das war das „Anpassungsvermögen“, das sie ihrem Manne mit in die Ehe brachte. Das einzige Vermögen überhaupt. Aber sie verstanden sich.

Eines Tages — es war bereits nach dem Tode des unverbesserlichen Erfinders — verschwand auch, hervorgerufen durch eine bössartige Kechlkopfentzündung, das Kupfer und das ordinäre Blech trat an seine Stelle. Die „Klavierlehrerin“, die sich gegen geringes Honorar mit ungeschönten, tölpischen Rängen herumärgern muß, war die letzte Rettung.

Nur ein einziger, nicht ganz zum Ausdruck kommender Triller war übrig geblieben. Dieser halbe Triller — das ganze Haus kannte ihn! Er ertönte des Morgens, wenn Viktorine sich kaum aus den Federn erhoben und — ungewaschen und ungelammt — den sehr süßen Kaffee und das diebestridene Milchbrot zu sich genommen hatte (viel Zucker und viel Butter waren ihre luftkühleren Schwächen); er ertönte des Mittags, des Abends — überhaupt zu jeder Tageszeit, in der die Stimmung dazu vorhanden war. Begleitet wurde er gewöhnlich durch ein Anschlagen der Tasten des „Trostkastens“ im Familienzimmer. Schon dem eleganten Aeußeren des Pianinos inmitten des überaus schadhafteu sachlichen Vermächtnisses des verbliebenen Erfinders sah man den Leichkontrakt an, auf den es entnommen war.

Seitdem auch die Schüler und Schülerinnen immer mehr ausbleiben drohten (die ehrsamten Bäcker, Schlächtermeister, Hauspächter und „Sechsdreierrentiers“ des Vorstadtbezirks behaupteten, es dauere bei der „verrückten Schulle“ zu lange, bevor ihre Sproßlinge den „Feenwalzer“ und „Fischerin Du kleine“ eingeprägt bekämen, und einen schönen Walzer aus dem Kopf zu spielen, wäre doch die Hauptsache), und seitdem keine Aussicht vorhanden war, daß das Durchschnittsfindengeld von fünfundsiebzig Pfennigen bei den wenigen Treugebliebenen erhöht werden konnte, hatte Viktorine sich aufs Zimmervermieten gelegt. Bei diesem Nebenverdienst konnte die Reputation des seidenen Schlafrockes in allen Ehren aufrecht erhalten werden; man war in der Lage, die Miethen pünktlich zum Wirth zu tragen und wie bisher vorn hinaus wohnen zu bleiben. Die „Frau Doktor“ hatte einen Horror vor Hinterhäusern und Berührungen mit „gewöhnlichen Leuten“.

An diesem Sonntag fuhr sie mit einem Wischlappen bewaffnet emsig über die Möbel des einsenstrigen Vorderzimmers, das ihr männlicher Miether vor einer Viertelstunde erst verlassen hatte. Das Haar lose aufgesteckt, den „seidenen“ über den äppigen Büsten sehr unordentlich geschlossen (es fehlten seit Wochen bereits die beiden obersten Knöpfe) machte sie Schwenkungen wie eine Primadonna auf der Bühne, ließ den bekannten Triller auf halbem Wege einrollen, tupfte hier und dort und bildete sich ein, außerordentlich viel zu arbeiten, trotzdem das Gegentheil der Fall war. Zur Erholung lugte sie nach jeder Gesangs-

übung bei der Gardine vorbei zur anderen Seite der Straße hinüber, um die Fensterreihen zu mustern.

Während der zwei Jahre, wo sie hier in dieser schmalen, wenig einladenden Straße des Südostrandes wohnte, hatte sie genügend Gelegenheit gefunden, Bekanntschaft mit ihrem Vis à vis zu machen — par distance natürlich. Sie wußte, daß jener dicke, würdige Herr, der dort am Fenster der ersten Etage aufmerksam die Zeitung las, ein arger Sünder war; einer von den „heimlichen“, die auf der Straße mit einer Leichenbittermiene dahinschreiten, und vor denen keine Schürze sicher ist. Alle sechs Wochen führte ein anderes Dienstmädchen das Scepter bei ihm. Ueber ihm der jugendliche Kahlkopf wohnte „mit einer zusammen“. Und dort links hinter den beiden Fenstern mit den noch immer herabgelassenen, blüthenweißen Rouleaux schliefen zwei Schwestern bis in den hellen Mittag hinein. Man wußte, was das für „Schwestern“ waren.

„Fräulein“ hatte es ihr gesagt, und „Fräulein“ wußte in dieser Beziehung vortrefflich Bescheid.

„Fräulein“ bewohnte das zweienstrige Zimmer separé, das den Eingang direkt vom Flur hatte. Sie war ein „schlechtes Mädchen“, wie zartbesaitete Gemüther die sich nicht zu rohen Ausdrücken aufzuschwingen vermochten, behaupteten; oder ein „Mittchen“, wie die anständigen Bürgermädchen in Berlin, wenn sie unter sich sind, zu sagen pflegen. Die Frauen des Hinterhauses waren weniger delikat; die Männer hätten von ihnen lernen können.

Was Viktorine veranlaßte, sich soweit zu erniedrigen ihren Bildungsgrad, ihre Erziehung und die hohe moralische Anschauung des „Seeligen“ zu vergessen und einem gesunkenen Geschöpf die Pforten ihrer Wohnung zu öffnen, hing eng mit einem Zufall zusammen. Sie nannte es später Bestimmung.

Während eines Monats ging es besonders schlecht. Die letzte Schülerin war ausgeblieben und das große Zimmer wurde seit Wochen vergeblich angepriesen. Der letzte Inhaber war plötzlich gezogen und es wollte sich kein neuer finden. Es war im Hochsommer, zur Zeit der allgemeinen Ferien. Die jungen Leute hatten schaarweise Berlin verlassen. Viktorine gerieth in Verzweiflung.

Lieschen, die sechsjährige Jüngste, lag krank im Bette, Bertha, die Zweite, ging bereits auf den Strümpfen und Clara, die Älteste, konnte sich in ihrem olivgrünen Kattunkleide vor anständigen Leuten nicht mehr sehen lassen. Sie aber gerade hatte die meisten Gänge zu machen, das Einholen u. s. w. zu besorgen.

Den Kindern haßte etwas von der Lieberlichkeit der Mutter an, oder drücken wir uns milder aus: von der künstlerischen Ungezogenheit derselben. Sie schliefen sehr lange, tranken im Bett Kaffee, scheuten das Wasser, ließen Stunden lang halb nackt umher und hielten sich mit Vorliebe in der ewig schmutzigen Küche auf. Für Syrupstücken ließen sie ihr Leben.

Eines Abends, es war am dreißigsten des Monats, klingelte es noch sehr spät. Viktorine lag mit ihrer Ältesten im offenen Fenster und zerbrach sich gerade den Kopf darüber, woher sie am andern Tage etwas zum Mittag nehmen sollte. Man konnte in dieser Beziehung „Mantäi am letzten“ sagen. Unten auf der Straße waren alle Handthüren von den Bewohnern der Hinterhäuser besetzt. In der dumpfen Schwüle des Abends tummelten sich die Kinder auf dem vom Wagenverkehr abgelegenen Fahrdamm und machten einen Höllenpektakel, so daß das Klingeln wiederholt werden mußte. Es erwachte zum zweiten Male so energisch, daß Mutter und Tochter erschrocken den Oberkörper hereinzogen.

„Wer reißt denn da noch so spät die Klingel ab?“ sagte Viktorine ärgerlich, „Nach Licht, Clara.“

„Vielleicht hat unser Herr seine Schlüssel vergessen, Mama.“

Der „Herr“ war der Bewohner des „einstrigen“ — ein sehr kurzangebundener junger Kaufmann, der die halben Nächte zu durchbummeln pflegte, beim Nachhausekommen niemals das Schlüsselloch finden konnte und mit dem Stiefelknecht so eindrucklich hantierte, daß die ganze Familie munter wurde.

„Wenn er solchen Skandal macht, werde ich ihm kündigen“, bemerkte die Mutter hochmüthig, aber nur hörbar für die Älteste. Sie sagte das in jedem Monat mindestens zehnmal, ohne jedoch jemals von ihrem Rechte Gebrauch zu machen, denn der Störenfried bezahlte pünktlich und anständig.

Dann tappte sie den dunklen Korridor entlang und öffnete. Auf dem Flur war das Gas bereits erlösch. Der Hauswirth hatte es damit stets sehr eilig. Viktorine sah nur die Umrisse einer schwarzen Gestalt und dort, wo der Kopf sein mußte, etwas Leuchtendes, das sich wie ein Heiligenschein ausnahm.

„Guten Abend“, sagte eine weibliche Stimme. „Entschuldigen Sie, wenn ich noch so spät störe. . . Hier war ja wohl ein Zimmer zu vermieten?“

Viktorine hörte nur die Worte „Zimmer vermieten“. Sie klangen ihr wie „Hosianna“. „Bitte, treten Sie doch näher“, erwiderte sie höflich und rief gleich laut durch den Korridor: „Clärchen, die Lampe! Nach schnell! . . . Wir sitzen immer sehr lange im Dunkeln.“ fügte sie hinzu.

„Bei den schönen Abenden . . .“ war die Antwort.

Clara kam mit der Lampe und Viktorine nöthigte den Besuch in das einzige Vorderzimmer, das ihr zur Benutzung geblieben war. Zur Aufrechterhaltung der Erinnerung an vergangene Zeiten wurde es gewöhnlich das „Musikzimmer“ genannt. Der ganze Raum füllte sich sofort mit einem starken Moschusgeruch, der Viktorinen bereits beim Öffnen der Thüre in die Nase gezogen war. Sie sog ihn mit großem Behagen ein. Er vertrieb sie im Fluge aus dieser Vorstadt hinweg in die vornehmen Cercle ihrer ersten Gesangstriumphe hinein. Lang', lang', war's her.

Ein Blick genügte, um ihr zu sagen, mit wem sie es zu thun habe. Früher hatte sie derartige Personen, die der Miethszettel am Thorweg hinauf getrieben hatte, mit einem kurzen: „Nein, ich vermiete nicht an Damen“, mit der Thürklappe in der Hand abgewiesen. Heute lag sie im Banne einer dämonischen Schwäche, der sie nicht zu widerstehen vermochte. Die ewigen Sorgen, der Kampf um's liebe Leben begannen sie von Tag zu Tag gleichgültiger und abgestumpfter zu machen.

„Geh' nach hinten, Clärchen, und mache das Bett für Bertha“, sagte sie sehr bestimmt. Die Zweite lag angekleidet auf dem halberhohen Sopha und schlief, die Beine in die Höhe, so daß man die Löcher in den rothen Strümpfen sehen konnte. Sie kampirte des Nachts mit der Großen auf einem auf der Diele liegenden Strohsack zusammen und da die Letztere sich immer sehr breit machte, so konnte sie schlecht schlafen und rächte sich dafür am Tage, indem sie das einzige Sopha stundenlang mit Beschlag belegte.

Clara ging nicht gern. Die „feine Dame“ hatte ihre Neugierde rege gemacht. Sie warf die Lippen auf, stieß zögernd das Licht an und warf von der Thürschwelle aus noch einen sehr langen Blick auf die Besucherin. Die cremefarbenen, den ganzen Unterarm bedeckenden Handschuhe und ein schwarzes Kugelarmband hatten es ihr angethan.

Was Viktorinen an der vor ihr Sitzenden sofort auffiel, war das wie flüssiges Gold glimmernde röthlich-blonde Haar, das in gebrannten Locken unter dem Hute wie ein Kranz sich zeigte und am Hinterkopfe à la Titus gestutzt war. Viktorine wußte nun, was draußen im Dunklen so geleuchtet hatte.

Das Haar war unstrittig von seltener Schönheit. Der durchsichtige Teint des Gesichts kam seiner Farbe außerordentlich zu statten. Es war sozusagen das Kennzeichen der ganzen Person. Die sonstige schnelle Mustering Viktorinen fiel sehr zu Gunsten der „Dame“ aus. Ihre Gestalt war schlank und wohlproportionirt, die Hände auffallend klein, die Züge sehr regelmäsig. Unter dem feinen Gewebe des Halbschleiers zeigten sich wohlerhaltene, weiße Zähne, die sehr oft zum Vorschein kamen. Ihre Besitzerin schien gern zu lachen.

Sie ging sehr elegant und geschmackvoll gekleidet, aber beides war jenes raffinierte Gemisch von Einfachheit und neuester Mode, das die Damen der Halbwelt kennzeichnet.

Eigentlich war „Fräulein“ durch einen Irrthum hierher geführt worden. Sie hatte diese Etage mit der oberen verwechselt. Eine Treppe höher vermietete die Wittve eines Magistratsbeamten seit Jahren bereits an derartige „Damen mit Kopf“. Viktorine fühlte sich nicht verpflichtet, diesen Irrthum richtig zu stellen. Sie jütete förmlich nach dem Augenblick, der ihr das „Draufgeld“ bringen würde.

„Wie viel verlangen Sie mit Beköstigung? . . . Wollen Sie täglich oder monatlich bezahlt haben?“ wurde sie plötzlich gefragt. „Fräulein“ sah dabei in die Tasche ihres Kleides und holte ein Portemonnaie mit Perlmutterschale hervor. Sie öffnete es, klümperte nicht ohne eine gewisse Absicht mit einigen Goldstücken, legte eins von ihnen auf die Tischdecke und fügte mit einem Blicke auf das äußerliche Glend der schlafenden Bertha hinzu: „Ich werde Ihnen zehn Mark anzahlen, wenn Sie damit zufrieden sind.“

Ihre Ruhe war diejenige einer Person, die mit Allem einverstanden zu sein gedenkt, was man ihr sagen wird. Viktorine gerieth in Verlegenheit. Sie hatte keine Ahnung von der „Taxe“ derartiger Mietherinnen. Hin und wieder hatte sie allerdings gehört, daß die meisten Wirthinnen bei diesen Geschöpfen ihren „Schnitt“ machten und sie ganz gehörig auszogen. Ganze Familien lebten von ihnen und aßen durch sie das Brod des Lasters. Namentlich die Wittve über ihr sollte in dieser Beziehung das Menschenmögliche leisten. Wer bis Mittag nicht bezahlte, wurde am Abend nicht mehr hereingelassen. Sie verließ selbst Leibwäsche und Garderobe bis auf die Hüte und Sonnenfächer und ließ sich täglich Miethen dafür bezahlen. Eine dieser Unglücklichen wohnte bereits fünf Jahre bei ihr, ohne von ihr loskommen zu können. Alles, was sie auf dem Leibe trug, gehörte ihrer Wirthin. Sie hatte jeden Tag fünf Mark zu bezahlen, und um die Herbeischaffung dieser Summe drehte sich der Bendelschlag ihres elenden Gewerbes. Es war ein Seelenverkauf in des Wortes schrecklichster Bedeutung, denn diese bereits alternde, nicht mehr schöne Priesterin der Venus war unempfindlich gegen körperliche Entwürdigung geworden, empfand das Bewußtsein ihrer ewigen Gefangenschaft inmitten der bürgerlichen Gesellschaft

*) Mit Genehmigung des Verfassers seiner demnächst in E. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig, erscheinenden neuen Novellenkollection „Das bunte Buch. Allerlei Geschichten“ entnommen, die wir angelegentlich empfehlen.

aber um so grausamer. Der Teufel hätte ihr mehr Ab-
laß gewährt, als ihre Peinigerin.

Es kam vor, daß das Glück ihr eines Tages zu
lächeln begann. Jemand ein Herr hatte sie so reichlich be-
schenkt, daß sie sich in den Stand gesetzt glaubte, eigene
Kleidung anschaffen zu können. Niemand witterte diesen
aufsergewöhnlichen Reichtum eher, als die Wittve des
Magistratsbeamten. Diese Person wollte fort, nachdem
man sie Jahre lang wie eine Tochter (!) behandelt hatte?
Ja, da sollte doch — —! Es entspann sich dann regel-
mäßig folgendes Gespräch: „Fräulein — Sie wollen also
wirklich gehen?“ — „Ja, endlich!“ — „So. Ist das
Ihr Ernst?“ — „Ja, es ist mir zu theuer bei Ihnen.“
— „So Na meinetwegen. Ich habe diesen Dank für
meine Aufopferung (!) ja vorausgesehen. Aber da fällt
mir ein —: Herr Schulz (ein von den „Mädchen“ all-
gemein gefürchteter Sittenschutzmännchen des Reviers) war
heute in aller Frühe hier. Sie schließen noch, ich sagte,
Sie wären noch nicht zu Hause. Er fragte mich, wie Sie
sich führten. Sie sollten noch etwas auf dem Kirchhof
haben. Morgen will er wiederkommen. Ich werde wissen,
was ich zu sagen habe.“

Es gab noch sehr laute Auseinandersetzungen, aber
die Unglückliche blieb im alten Sumpf sitzen. Sie war
dieser Kupplerin, die in alle ihre Geheimnisse eingeweiht
war, auf Gnade und Ungnade ergeben. Das Laster hatte
sie ohnedies so schwach und willenlos gemacht, daß sie sich
mit derselben Nothwendigkeit in ihr Schicksal ergab, mit
der ein Frosch ins schmutzige Wasser springen muß. Das
Ges. z. die Polizei antreten? Du lieber Himmel! — das
waren zwei Dinge, mit denen sich so eine Verlorene nicht
gera beschäftigen würde. Man würde da nur aus dem Regen in
die Traufe kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein „Ueberwachender“ im gemüthlichen Oesterreich.

In Neusattl sollte am 15. v. M. die Konstituierung
eines Arbeiterbildungsvereins „Vorwärts“ vorgenommen
werden. Ueber den Verlauf der denkwürdigen Sitzung
berichtet ein Teilnehmer:

Die Sitzung sollte um 2 Uhr Nachmittags eröffnet
werden. Da aber kein Regierungsvertreter kam, so warteten
wir bis um 3/4 Uhr. Dazu lag keinerlei Verpflichtung
vor, aber wir meinten, daß es besser ist, wenn wir in
Güte durchkommen.

Endlich, um 3/4 Uhr, kam der Regierungsvertreter
in vollem Galopp angerannt. Wären die Leute nicht
recht schnell ausgewichen, so hätte er sie über den Haufen
gerannt.

Er rief mit voller Stimme: „Ist der Pleier hier?“
Genosse Pleier, der Vorsitzende, stand auf und wollte den
Regierungsvertreter mit Anstand empfangen. Dieser ließ
ihn aber nicht zu Worte kommen und rief mit voller
Stimme, daß es Jeder hören konnte: „Ich bin der Regierungs-
vertreter Kaiser aus Falkenau, ich werde der Versammlung
beisohnen, ich bewillige sie.“ (!)

Dann fragte er: „Herr Pleier, ist dieses das Vereins-
lokal?“ Pleier sprach: „Ja, dieses ist dazu bestimmt.“

„Ja, Herr Pleier, es sollen aber nur die Vereins-
mitglieder Zutritt haben.“ „Möchte bitten, Herr Regierungs-
kommissär, es findet heute erst die konstituierende Ver-
sammlung statt, wenn der Verein dann einmal besteht,
so wird kein Anderer mehr Zutritt bei einer Versammlung
haben außer den Mitgliedern, übrigens können ja alle An-
wesenden Mitglieder werden.“

„Ja, es soll aber nicht sein. Schauen Sie die
Masse Leute.“ (Es dürften beiläufig 400 Personen an-
wesend gewesen sein). „Ja, ich kann doch nichts dafür,
wenn sie kommen.“

Dann eröffnete Genosse Pleier mit einer kleinen
Begrüßungsrede die Versammlung. Genosse Horner verlas
die Statuten.

Dem Genossen Ulbrich aus Reichenberg wurde hierauf
das Wort erteilt, über Zweck und Nutzen des Vereines
zu sprechen.

Als er auf das wirtschaftliche Gebiet übergieng, sagte
der Herr Kommissär: „Herr Pleier, der Redner spricht
sozialistisch, entziehen sie ihm das Wort!“

Genosse Pleier: „Ich glaube Herr Kommissär, es ist
ganz in Ordnung, was er spricht.“

Der Herr Kommissär: „Herr Vorsitzender, ich sehe
für nichts, wenn Sie ihm das Wort nicht nehmen!“

Hierauf rief Genosse Pleier den Redner zur Ordnung.

Genosse Ulbrich meinte dann, daß er das politische
Gebiet nicht betreten habe und auch der Religion nicht zu
nahe gekommen sei. Er fing dann wieder zu sprechen an.
Die Arbeiter, sagte er, sind dumm, man macht ihnen mit
Recht den Vorwurf, daß sie dumm sind, und wollen sie
sich bilden, so stellt man ihnen tausend Hindernisse in den
Weg. Dann kam der Redner wieder auf Landwirtschaft
und Industrie zu sprechen, kaum hatte er aber fünf Minuten
gesprochen, so mußte ihm der Vorsitzende Pleier das Wort
gänglich entziehen.

Der Herr Kommissär betonte wieder die Worte: „Er
spricht sozialistisch!“

Redner hörte mit den Worten zu sprechen auf: „Nun
so weiß ich nicht mehr, bin ich noch bei der Sache oder
bin ich's nicht.“ Hierauf riefen Einige „Bravo“ und
klatschten in die Hände. Da rief der Herr Kommissär:
„Im Namen des Gesetzes erkläre ich die Versammlung für
aufgelöst. Jeder hat das Lokal zu verlassen und ruhig
nach Hause zu gehen.“

Jetzt fragte ihn der Vorsitzende, mit welchem Rechte
er die Versammlung aufgelöst erkläre, da gab ihm der
Herr Kommissär zur Antwort: „es wurde gelacht, und
dieses ist eine Verhöhnung des Gesetzes.“

Dann rief er wieder: „ein Jeder hat das Lokal zu
verlassen, es könne sonst Gewalt angewendet werden, Herr
Pleier, ich mache Sie dafür verantwortlich.“

Gelacht wurde im Lokale gar nicht. Das Lokal war
klein, es standen noch zirta 40 Personen vor der Thür,
da wäre es vielleicht möglich, daß Einer gelacht hätte.
Wenn schon Einer gelacht haben sollte, weiß man immer
noch nicht, ob er über den Redner oder über den Kom-
missär gelacht hat.

Die Leute verließen das Lokal; dann sprach der Herr
Kommissär: „Herr Pleier, nächsten Sonntag können
Sie Ihre Versammlung abhalten!“

Dann wollte sich der Herr Kommissär entfernen, wie
er aber zur Thüre kam, sah er die Leute draußen noch
in einem Haufen stehen, da kehrte er wieder um und rief:
„Herr Pleier! Gehen Sie hinaus und schaffen Sie diese
Leute auseinander, sie sollen nach Hause gehen.“ Da gab
ihm Pleier zur Antwort: „Herr Kommissär, draußen habe
ich nichts zu schaffen, nur hier im Lokale.“

Auf Befragen des Kommissärs, wie der Wirth vor
Schaden behütet werden könnte, ließ er die Leute das
Lokal wieder betreten, dann entfernte er sich.

Am 17. Juli kam dem Genossen Pleier folgendes
Schriftstück zu, welches wörtlich lautet:

K. K. Bezirkshauptmannschaft J. 179.
in Falkenau.

An Herrn Anton Pleier, Maurer in Neusattl.

Aus Anlaß der bei der konstituierenden Versammlung
am 15. Juli l. J. stattgefundenen Vorkommnisse, welche
die Auflösung selbst zur Folge hatten, wird im Grunde
des § 25 des Gesetzes vom 15. November 1867 die
Thätigkeit des Vereins bis zur weiteren sofortigen Ent-
scheidung eingestellt.

Falkenau, am 16. Juli 1888.

Der k. k. Bezirkshauptmann.

Ueber den Verfall des Einflusses von „Autoritäten“ in der Gegenwart

lesen wir in einem kürzlich erschienenen geistreichen
Schriftchen*):

Es ist eine kaum bezweifelte Thatsache, daß die letzten
vier Jahrhunderte einen ungewöhnlich raschen Fortschritt
des Menschengeschlechts aufweisen. Die bedeutendsten
Autoritäten veralten schnell, wenn sie überhaupt Zeit
finden, sich eine weitverbreitete Anerkennung zu verschaffen.
Im Alterthum und Mittelalter konnte sich die Autorität des
Plato, des Aristoteles Jahrhunderte lang in ihrer Herr-
schaft über die Geister behaupten; Voltaire und Rousseau,
welche während ihrer Lebenszeit und kurz nach ihrem Tode
einen unvergleichlichen Einfluß auf die Denkweise der
Menschen ausübten, haben schon für uns beinahe nur noch
historisches Interesse. Man würde heute den Gelehrten
geradezu für thöricht erklären, der eine wissenschaftliche
Behauptung nicht anders begründen wollte, als damit,
daß Voltaire oder Rousseau seiner Ansicht gewesen seien.
Die Kirchenväter werden neben den Schriften des alten
und neuen Testaments bis ins siebzehnte Jahrhundert von
fast allen Gelehrten und darunter von den ersten Geistern
ihrer Zeit, nicht bloß als unanfechtbare Autoritäten auf
dem Gebiete theologischer Fragen zitiert, sondern sie werden
in gleicher Weise als unwiderlegliche Beweismittel in den
Fragen der Metaphysik, der Politik, der Rechtswissenschaft,
ja selbst der Geographie und Geologie angeführt. Die
Schriften der alten Philosophen und Redner besaßen, wenn
auch auf einem der Zeit und der Ausdehnung nach be-
schränkteren Gebiete, lange ein ähnliches Ansehen.

Wissenschaftliche Autoritäten von gleichem Einfluß
wie früher bilden sich heute nicht mehr. Weder Kant
ist in diesem Sinne für die Philosophen eine Autorität
geworden, noch etwa Schleiermacher für die Theologen,
noch Newton oder Laplace für die Astronomen. Auch
Darwin wird trotz seines enormen Einflusses auf die
Naturforschung unserer Tage, und vielleicht der Zukunft,
für die Naturforscher keine Autorität im Sinne des Mittel-
alters werden.

Sogar die politischen Autoritäten verbleichen in
unserer Zeit schnell. Der reichende Fortschritt unserer
politischen und sozialen Entwicklung macht jedes strenge
Festhalten an den Autoritäten der Vergangenheit schlech-
thin unmöglich. Autoritäten bedürfen, um zu gedeihen,
stagnirender Zivilisationen, langer Perioden des Still-
standes. Jede Umwälzung, jede Neuerung stört ihr
Wachsthum. Sie gleichen gewissen Wasserpflanzen, welche
in stehenden Sümpfen in abnormer Ueppigkeit empor-
wuchern, während ihre Keime von den klaren Wellen
eines frisch dahinrauschenden Stromes mit fortgeschwemmt
werden.

Wenn schon das rasche Fortschreiten unserer Zeit der
Bildung von Autoritäten in hohem Grade ungünstig ist,
so ist ihnen thatsächlich ihr Lebensmoment entzogen, da-
durch, daß sowohl Furcht als Unfähigkeit zu denken,
worauf sich von jeher alle Autoritäten gründeten, in den
letzten Jahrhunderten an Einfluß unter den Menschen
erheblich verloren haben.

* Dr. Paul von Gizzi: Autoritäten. Berlin 1888.
J. und P. Lehmann, 58 S.

Fassen wir zunächst die Verminderung der Unfähig-
keit zu denken ins Auge, so bemerken wir, daß einer der
wesentlichsten Unterschiede in der geistigen Thätigkeit der
Gegenwart gegenüber derjenigen früherer Jahrhunderte
darin liegt, daß sich heute unendlich viel mehr Men-
schen als früher, und diese mit viel besserem Erfolge,
mit der Bildung selbständiger Gedanken befähigen.
Früher besaßen gewisse Stände Jahrhunderte lang eine
Art von Denkmonopol. Sie drückten allen Gedanken und
Ideen, welche in den breiten Kreisen der Bevölkerung kur-
sirten, ihren Stempel auf und hielten mit Strenge und
Eifersucht jede Konkurrenz nieder. Außerdem waren die
Bücher (das notwendige Handwerkzeug zur Bildung zu-
treffender Gedanken von allgemeiner Geltung) damals nur
sehr wenigen zugänglich, und die Kunst zu lesen und zu
schreiben wenig verbreitet.

Gegenwärtig ist auch auf dem Gebiete des Denkens
freie Konkurrenz geschaffen, und lernbegierigen Geistern
fehlt es selten an den Mitteln und Gelegenheiten, ihrem
Geiste die entsprechende Nahrung zuzuführen. . . .

Unsere größten Bibliotheken vereinigen zum Ge-
brauche für Jedermann, der sich zu belehren wünscht, die
hervorragendsten Werke aller Wissenschaften, Sprachen,
Völker und Zeiten. Sie sind Schatzkammern, in welchen
ein Reichthum von Gedanken und Erfahrungen aufge-
speichert liegt, von dem sich die aufschweifendste Phant-
asie des Mittelalters keine Vorstellung machen konnte.
Außerdem führen Buchhandel, Journale, Zeitungen, öffent-
liche Vorträge, wissenschaftliche Ausstellungen und Museen
gegen geringes Entgelt, oder ganz umsonst, Jedermann die
reichsten Anregungen zum Denken zu. . . .

Nicht geringe Umwälzungen haben unter diesen Um-
ständen die religiösen, philosophischen, politischen und
ökonomischen Hypothesen der Neuzeit hervor-
gebracht. Sie haben den Glauben, daß dies Leben eine
Vorbereitungsanstalt für ein gutes oder schlechtes Jen-
seits sei, geschwächt, sie haben die Religionskriege, die
Heresenprozesse beendet, die Scheiterhaufen ausgelöscht, die
Kerkler der Inquisition gesprengt, die Tortur aus dem ge-
richtlichen Verfahren verbannt, die Gefängnisse menschlicher
und die Strafen milder gemacht; sie haben die Sklaverei
abgeschafft, und das Prinzip der bürgerlichen Gleichheit
zur Anerkennung gebracht; sie haben die Grausamkeiten
der Kriege verringert und durch Aufhebung unzähliger
Handelsbeschränkungen die Erzeugnisse beinahe eines jeden
Landes dem Genuß und Gebrauch aller Nationen zu-
gänglich gemacht. . . .

Alle diese Vortheile mußte die Menschheit entbehren,
so lange und in dem Maße, wie sie an der moralischen,
politischen und ökonomischen Hypothesen feilt, welche
dem intellektuellen Boden des Mittelalters entsprossen
waren.

Auch die Methoden, mit Hilfe deren wir unsere Ge-
danken gewinnen, sind andere geworden. Das trifft in
geringerem Maße selbst auf das Denken des einfachsten
Mannes zu. Das Wunder mit seinem verwirrenden
Einflusse spielt keine Rolle mehr in seinen Berechnungen
und Reflexionen. Jeder nur halbwegs Gebildete ist über-
zeugt von dem gleichmäßigen Gange fester Naturgesetze.
Er hört im Rollen des Donners nicht mehr die zürnende
Stimme der Gottheit; er sieht in den Zukunften der Epi-
leptischen, in den Grimassen des Wahnsinnigen nicht mehr
die Wirkungen höllischer Geister, welche der Priester ebe-
dem mit Schlägen, Weihwasser und Gebeten austrieb. Die
Träume sind für ihn eben Träume und keine göttlichen
oder dämonischen Eingebungen, und für Gespenster, Heren
und den Gottseibeiuns selbst hat er nur noch ein mitleidiges
Lächeln.

Alle diese Einflüsse sind aus seinem Denken aus-
geschieden, und mit ihnen unzählige Ursachen von Irrthum
und Verwirrung. Seinem Geiste, der dadurch von manchen
Gemüthlichen seiner Thätigkeit befreit ist, bietet die weit
verbreitete Schulbildung einen Grundstock von richtigen
Anschauungen, eine gewisse Übung im methodischen und
logischen Denken und die unschätzbare, ehemals so seltene
Kenntniß des Lesens und Schreibens dar, welche den
Schlüssel zu so uner schöpflischen Quellen der Belehrung
bildet. . . .

In weit höherem Maße ist aber die Ueberlegenheit
unserer Methoden des Denkens auf dem Gebiete wissen-
schaftlicher Forschung zu erkennen. Um dieses sich vor
Augen zu führen, braucht man nur ein wissenschaftliches
Berk des Mittelalters zur Hand zu nehmen.

Die Erfahrungen vieler Jahrhunderte haben uns
endlich überzeugt, daß nicht blindes Vertrauen, sondern
beharrliches Mißtrauen den hergebrachten Autori-
täten gegenüber, und völliges Aufgeben jedweden
Wunderglaubens der einzig mögliche Weg wissenschaftlichen
Fortschrittes ist.

Sind auf diese Weise Fähigkeit und Neigung zum
Nachdenken gewachsen, so hat sich andererseits die Furcht
im Allgemeinen vermindert, und mit ihr ist die andere
Basis der Autorität erschüttert. Sowohl die Furcht
vor Menschen als vor übernatürlichen Wesen, be-
sonders vor der Gottheit, ist in neuerer Zeit in allen
zivilisirten Ländern außerordentlich geschwunden. Die
größte politische oder religiöse Autorität ist in zivilisirten
Ländern gegen früher sehr machtlos geworden. Abweichende
religiöse Meinungen, ja gänzlich irreligiöse Meinungen
bringen Niemand mehr auf den Scheiterhaufen, abweichende
politische Ansichten verhältnismäßig selten auf's Schaffot.

Die politischen Autoritäten freilich haben in den
meisten Ländern weit mehr von der alten Strenge zurück-
zubehalten vermocht, und daher ist auch ihr Ansehen viel
wirksamer geblieben als das der religiösen Autoritäten,

welche beinahe jedes Mittel verloren haben, selbständig physische Leiden über ihre Gegner zu verhängen. . . Je mehr aber wissenschaftliche Aufklärung und politische und religiöse Toleranz wachsen, um so mehr verliert auch die Furcht vor den weltlichen Autoritäten in den Herzen der Menschen an Boden. . . Der Mensch hebt lähn den Blick empor und schaut seinen Autoritäten voll in's Auge. Er sieht, daß die Menschen sind wie er selbst, und daß es einzig an ihm liegt, welchen Glanz und welche reelle Macht er ihnen zuzuschicken will.

Der Einzelne wagt seinem eigenen Urtheil zu vertrauen und sich nach eigenem besten Wissen und Können den Weg zu seinem Wohl hier auf Erden zu suchen. Er weist die Hand, die ihn leiten will, immer entschlossener zurück. . .

Die Fähigkeit einzelner Personen, auf große Massen ihrer Mitmenschen Furcht auszustrahlen, ist geringer geworden, und mit ihr natürlich der Einfluß und die Bedeutung einzelner Personen, so daß es von Tag zu Tag schwieriger wird und immer größere Anlagen und Leistungen erfordert, auch nur annähernd das zu erreichen, was in Zeiten des Aberglaubens einige gelungene Wunder zu Stande brachten.

Nachdem den Autoritäten so gewissermaßen die Grundlage ihres Bestehens entzogen worden ist, vermindern sie nicht mehr zu wachsen, sondern können nur noch von den Erfolgen und Eindrücken der Vergangenheit zehren; alle Erschütterungen aber und alle Kämpfe unter einander und mit anderen lebendigen Mächten, aus welchen sie in früherer Zeit ungebrochen, oder gar neu gestärkt hervorgingen, haben jetzt für sie nothwendig einen letalen (schwächenden) Ausgang.

Wiener Frauenerwerb.

Im Jahre 1869 lebten in Wien sammt den Vororten 324 532 erwachsene Frauen, von welchen 106 937 durch ihre männlichen Angehörigen erhalten wurden.*)

Auch von den übrigen Frauen ernährte sich ein Theil nicht durch seiner Hände Arbeit; 12 724 Mitglieder des weiblichen Geschlechtes lebten entweder ausschließlich vom Ertrage eines Hauses oder einer Rente oder betrachteten doch dieses Erträgniß als ihre hauptsächlichste Einnahmequelle, so daß sie nur zum Theile zur Beschaffung eines Nebenerwerbes gezwungen waren.

Rechnen wir noch die städtischen Pfründnerinnen (1339) und sonstigen Almosenempfängerinnen (5558) ein, so ergibt sich, daß etwa zwei Fünftel der Wiener Frauen sich ihren Unterhalt nicht selbst erarbeiten.

Unter den erwerbsthätigen Frauen giebt es 17 767 Ehefrauen, welche am Erwerb ihres Mannes theilhaftig sind. Diese Theilhaftigkeit an der Arbeit des Mannes tritt besonders in den Gewerben für Ernährung, Bekleidung und Haushaltung ein. Da im Kleingewerbe Werkstatt und Familie meist kaum von einander getrennt sind, so kann eine „Meisterin“ ihren hausmütterlichen Pflichten obliegen, durch die „Verforgung“ der Gewerbehilfen die Betriebskosten vermindern und sich außerdem mit dem Manne in die Leitung des Geschäftes theilen.

Freilich werden so manche am Erwerbe des Mannes theilhaftige Frauen nicht als Mitleiterinnen, sondern als bloße Hilfsarbeiterinnen im Geschäft thätig sein; natürlich ist aber eine Frau, welche sich mit dem Manne in die Arbeit theilt, dabei die Dienste einer Magd verrichten muß und ihre Kinder beaufsichtigen soll, nicht allen ihren Aufgaben gewachsen; sie wird selbstverständlich nicht die Arbeit, sondern ihr Hauswesen vernachlässigen. Nun ist jedoch eine schlecht verwaltete Hauswirthschaft immer eine kostspielige Wirthschaft, und was daher die Frau mit der rechten Hand verdient, das verzettelt sie mit der linken wieder.

Die Zahl der Wittwen unter den 11 079 Frauen, welche selbständig ein Gewerbe betreiben, ist beträchtlich; diese selbständig von Frauen geleiteten Unternehmungen sind zum Theil Weiß- und Kunst-Wäschereien, Modisten- und Putzmacher-Geschäfte und Weißnähereien; auch in der Tabak-Erzeugung und dem Tabak-Verschleiß, der Blumenmacherei und dem Geflügelhandel treffen wir auf zahlreiche selbständige Unternehmerinnen.

In Folge der natürlichen Neigung der Menschen, ihre Lage, besonders Fremden gegenüber, günstiger darzustellen, als sie ist, ist bei der Erhebung natürlich mancher Irrthum unterlaufen; in der That werden manche von diesen „selbständigen Unternehmerinnen“ nichts als eine Art Fabrikarbeiterinnen sein, welche zwar in ihrem Heim, aber für fremde Rechnung arbeiten und die in ihrer Werkstätte fertiggestellte Waare an ein Großhaus abliefern.

Schier unglaublich gering war die Zahl jener Frauen, welchen eine größere geistige Ausbildung eine sichere Verforgung verschaffte; die Ausweise führen neben 134 Volksschullehrerinnen nur 14 öffentliche Beamte und einen „Professor“ an. Diesen wenigen Auserwählten standen 228 Privatbeamte und 1990 Spezial- und Privatlehrerinnen gegenüber, welche entweder von der Hand in den Mund lebten oder doch zum größten Theile nur für die Zeit der Gesundheit oder für die Jahre der Nützigkeit der Sorge entbunden waren. Auch die Jüngerinnen der Musik (194) und der bildenden Kunst (44), wie die Schriftstellerinnen (8), Schauspielerinnen und Tänzerinnen (331) werden sich wohl nur zum kleineren Theile des

Wohlstandes oder doch einer kummerlosen Existenz erfreuen haben.*)

Fast die Hälfte aller erwachsenen Frauen Wiens gehörten als Diensthöten oder Arbeiterinnen der Klasse des Proletariats an.

Die Zahl der Diensthöten betrug 71 000, jene der Arbeiterinnen 83 000 Köpfe. Am schlimmsten von ihnen sind vielleicht die gegen 4000 Holz- und Wasserträgerinnen und andere in den Haushaltungen verwendete Handlangerinnen†) dran, welche sich zum guten Theile aus armen Wittwen rekrutieren.

Wahrhaft erbarmungswürdig ist aber das Schicksal der so zahlreichen in den Dienst der Großindustrie gezwungenen weiblichen Personen. Diese Arbeiterinnen sind nicht nur in solchen Zweigen thätig, welche ihrer Natur nach weibliche Hände erfordern und auf den weiblichen Organismus nicht störend einwirken, sondern auch in solchen, welche einen überaus großen Aufwand von Kraft und Geschicklichkeit oder doch Vertrautheit mit Maschinen voraussetzen, wie die Gewerbe der Seidenzeugmacher, Strumpfwirker und Posamentierer, in der Papier-Erzeugung, Weberei, Bandmacherei, Gold- und Silber-Bearbeitung, ja sogar in Betrieben, wo mit gefährlichen und gesundheitschädlichen Stoffen zu arbeiten ist, z. B. in der chemischen Industrie, in der Erzeugung von Zündwaaren und der Herstellung imitirter Metalle; selbst zu dem ekel Gewerbe der Kanalarbeiter stellen die Frauen ein Zehntel der Arbeiter. Ueberhaupt verwendeten 1869 nur 3 Industriezweige der Stadt und 6 der Vororte keine weiblichen Arbeitskräfte. Von der ärmsten Klasse der Bevölkerung, jener der Tagelöhner, waren 6000 weiblichen Geschlechtes.††)

Nicht nur zum Zwecke der Lohnbesserung, sondern auch aus sanitären Gründen müssen wir ein staatliches Eingreifen auch auf dem Gebiete der industriellen Frauenarbeit wünschen. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung beziehen wir uns vor allem auf die Berichte des Gewerbe-Inspektors des Wiener Aufsichtsbezirktes.

Derselbe erzählt, daß in einem Betriebe das Sortieren der mit Schmutz und Schrot vermengten äußerst unreinen Papierschnitzel auf sogenannten Gittertischen in einem schadhaften Holzschuppen erfolgte, der allen Unbilden der Witterung preisgegeben war. Der bei der Handlung entwickelte Staub war so dicht, daß die hierbei beschäftigten weiblichen Personen vollends in eine Staubwolke eingehüllt waren. Und ähnliche, „geradezu unnatürliche Verhältnisse“ fand derselbe auch im Sortirraum der Hädern und bei der Hädernschneidemaschine. Bei dem Abblättern der Tafeln in einem niedrigen unbeheizbaren Kellerraum einer Schiefertafelfabrik des sechsten Bezirks mußten die damit beschäftigten Arbeiterinnen die Tafeln in gebückter Haltung gegen den Schleifstein drücken und befeuchten, weil keine Feuchtigkeitszufuhr wurde, während der ganzen zehnstündigen Arbeitszeit in einer dichten Staubwolke. In einer der Textilindustrie angehörigen Werkstätte desselben Bezirks, erfolgte die „Bedienung“ von 7 zum Aufwickeln von Knopf- und Näh-Seide dienenden Spulmaschinen durch junge Mädchen, die mit nahezu wacker vorgestrecktem Oberkörper zu arbeiten gezwungen waren; diese unnatürliche Körperhaltung war dadurch bedingt, daß die Maschinen viel zu tief, beziehungsweise die Höhe der Mädchen zu hoch waren.

In einzelnen Fabriken wird die einständige Mittagspause von einem Theile der Hilfsarbeiter nicht eingehalten und zwar nahezu ausschließlich von solchen weiblichen Personen, welche im Akkord entlohnt werden. Dieselben bleiben über Mittag in der Fabrik und gehen sofort nach eingenommener Mahlzeit wieder an die Arbeit, arbeiten mitunter sogar während des Essens, um so viel als möglich fertig zu bringen. Diese Personen arbeiten also mit einer ganz kurzen Unterbrechung täglich zwölf Stunden, und es ist nicht zu verwundern, daß sie mit wenigen Ausnahmen bleich und kränklich aussehcn. Besonders fanden sich diese Zustände in Buntpapierfabriken, wo die in den sogenannten Streichräumen beschäftigten Hilfsarbeiterinnen von 7 Uhr früh bis 7 Uhr Abends nicht ins Freie kamen. In einem solchen Räume ist aber die Luft Nachmittags in Folge der Ausdünstung der massenhaften bestrichenen und zum Trocknen aufgehängten Papierbogen geradezu erstickend. Das häufig übliche Sperren der Fabrik in der Mittagspause würde den weiblichen Hilfsarbeitern nicht nur den Genuß der Mittagspause und den vorübergehenden Aufenthalt in besserer Luft sichern, sondern würde Gelegenheit zur Lüftung der Arbeitsräume geben; natürlich müßten aber die Arbeiterinnen in der Zwischenzeit nicht auf die Strafe gesetzt, sondern ihnen eine passende Mäulichkeit zur Verfügung gestellt werden. Eine bessere Ernährung würde dadurch freilich bei den oft weit von der Fabrik wohnenden Arbeiterinnen nicht erzielt werden; dieselbe wird ihnen schon durch die Höhe des Lohnsatzes unmöglich gemacht.

Auch über diesen Punkt haben die Erhebungen des Herrn Gewerbe-Inspektors mehr Klarheit verschafft, als noch vor wenigen Jahren vorhanden war. In jenen Ge-

*) Eine erhebliche Aenderung in dieser Beziehung ist inzwischen keineswegs eingetreten. 1880 war die Zahl der Volks- und Bürgerschullehrerinnen 401, die der anderen Lehrerinnen 1752, ferner wurden 985 Gowernanten und 153 Kindergärtnerinnen gezählt. Weibliche Beamte wurden 345 aufgeführt, davon 42 im Eisenbahn-, 57 im Post- und 184 im Telegraphendienst; das Kassierersamt verfahren 139 Frauen. Von der Malerei lebten 24, als Schriftstellerinnen 20, Frauen, das Theater beschäftigte 582, unter den Musikern und Sängerinnen machte ihre Zahl 212 aus.

†) 1880 betrug die Zahl der nicht dem Haushalte der Dienstgeber angehörigen Diensthöten 5595.

††) 1880 nur 3240; die meisten Tagelöhnerinnen leben eben in den Vororten.

werbe-Unternehmungen, welche gewissermaßen an der Grenze zwischen Kleingewerbe und fabrikmäßigem Betrieb stehen, ist besonders bei den weiblichen Kräften der Akkordlohn häufig; trotzdem diese Art der Entlohnung die äußerste Ausnützung der Arbeitskraft zur Folge hat, verdienen die Arbeiterinnen in den bezeichneten Betrieben doch wöchentlich nur 4—5,50 fl. (6,50—9 M.); in den fabrikmäßigen Betrieben stellt sich der Lohn ein wenig höher, er bewegt sich nämlich zwischen 4,50—6 fl. (7 bis 10 M.). Das Jahreseinkommen einer Wiener Arbeiterin schwankt also zwischen 208 und 312 fl. (340—510 M.). Ja, in einer Metallwaaren-Fabrik wurden die weiblichen Arbeiter gar nur mit 50 kr. (80 Pfg.) entlohnt, also mit einem Jahreslohn von 150 fl. (250 M.)!

Ganz besonders elend ist auch der Verdienst bei der Hausindustrie in Wäsche; bei zwölfstündiger Arbeitszeit verdient die Handnäherin 35—50 kr. und eine Maschinennäherin 50—70 kr.; hier ist der Zwischenhandel das Hauptübel, denn in größeren Weißwaarengeschäften ist der durchschnittliche Tageslohn einer Handnäherin doch 60 bis 80 kr. (1—1,30 M.) und einer Maschinennäherin 1 bis 1,40 fl. (1,60—2,25 M.)

H. Herrdegen, dessen dankenswerthem Schriftchen „Die Lohnverhältnisse der weiblichen Handarbeiterinnen in Wien“ wir die letzten Angaben verdanken, hat auch den Speisezetteln dieser Unglücklichen zusammengestellt, der lebhaft an den eines vormärzlichen Schulmeisters erinnert, welcher den Humor besaß, ihm folgende Form zu leihen:

„Erdäpfel in der Früh, des Mittags in der Brüh, Erdäpfel zur Abendzeit, Erdäpfel in alle Ewigkeit.“

Die Handarbeiterinnen kaufen nämlich morgens einen Liter Milch und bereiten Kaffee und genießen von dieser Brüh mehrmals des Tages mit Brot. Es giebt aber auch Freundinnen der Abwechslung unter ihnen, die nur zum Frühstück Kaffee mit einer Semmel nehmen, Vormittags ein Stück Weißbrot, Mittags Suppe, Gemüse und Brot, Nachmittags ein Butterbrot und Abends einen halben Liter Abzugbier und ein Brot. Diese Göttergenüsse sich und ihren hohlwangigen Kindern, an deren Lebensmarkt eine solche Ernährung zehrt — unter den Handarbeiterinnen sind viele Wittwen — zu verschaffen, sitzen diese Kerlnen täglich 10, 12, oft auch 14, ja 16 Stunden über der Maschine!

Etwas abwechslungsreicher aber nicht viel luxuriöser sind auch die Mahlzeiten der Fabrikarbeiterinnen.

Wer wird behaupten wollen, daß die körperliche Entwicklung eines Mädchens mit dem 16. Jahre vollendet ist, daß Mädchen in diesem Lebensalter stark und widerstandsfähig sind? Und doch halten sie in diesem zarten Alter ihren Einzug in die Fabrik. Lebensschwäche, Siechthum, Verküppelung die Aussicht der Zukunft! Und wie viele Opfer findet unter diesen Bemitleidenswerthen die Verführung, und das Laster, das sich ihnen auf tausend Pfaden naht und gegen das sie nicht das wachsame Auge einer Mutter oder die Führerhand eines Vaters schützt, die ja selbst Lohnsklaven sind, gegen die sie auch die Hoffnung auf eine voraussichtliche, auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmende Besserung ihrer Lage nicht zu schützen vermag. Sie wissen es ja, daß ihnen auf dieser Welt kein dauerndes Glück beschieden ist, daß sie auch den Myrthenkranz der Braut mit dem Thau der Thränen befeuchten, daß ihren Kindern, welchen sie nicht einmal einen gesunden Leib als Ausstattung in's Leben mitzugeben vermögen, die Erde nur Dornen trägt — im Laumel der Freude liegt Vergessen, und mögen sie immer den kurzen Genuß mit einem frühzeitigen Hinwelken begahlen, ist ja nach des Dichters Wort auch „ein unnütz Leben ein früher Tod“!

Nehmen wir jedoch an, die Arbeiterin habe den Muth zum Abschluß einer Ehe gefunden, wie gestaltet sich dann ihr Familienleben?

Beim ersten Strahl der Sonne verläßt sie ihr Lager, um für die ganze Familie das Frühstück zu bereiten, etwa auch Vorkochungen für den Mittagstisch ihrer Kinder zu treffen. Wer will es ihr, die oft einen weiten Weg in die Fabrik und einen zehnstündigen Arbeitstag vor sich hat, verargen, wenn sie sich die häusliche Arbeit dadurch zu erleichtern, ihrem Schlafe dadurch einige Minuten zuzulegen versucht, daß sie an Stelle des warmen Frühstückes für die ganze Familie, also auch für die Kinder den verderblichen Branntwein treten läßt?

In den ersten Morgenstunden trennt sie sich dann mit dem Manne von den Kindern, um sie erst am Abend wiederzusehen. Die Kinder aber langern vorzeitig vor der Schule herum und sind wohl einen großen Theil des Tages ohne Aufsicht, obwohl sich in der Beaufsichtigung solcher von ihren Eltern verlassenen Kinder ein neues Gewerbe eröffnet. Da jedoch jeder einzelne Arbeiter natürlich für die Beaufsichtigung seiner Kinder nur ein sehr geringes Entgelt zu leisten vermag, so können sich die Wärterinnen einerseits nicht ausschließlich der Hut ihrer Pflegebefohlenen widmen und übernehmen andererseits weit mehr Kinder als sie genügend zu übernehmen im Stande sind. Die Kinder sind daher leiblich und sittlich den größten Gefahren ausgesetzt; die Anstalten für verwahrloste Kinder wissen davon zu erzählen.

Man wird uns Seitens der Besitzenden einwenden, daß diesem Uebelstande ja Kinderbewahranstalten und Kindergärten steuern; aber erstens ist die Zahl dieser wohlthätigen Anstalten vollständig unzureichend, zweitens sind sie fast durchwegs auf Kinder im nichtschulpflichtigen Alter berechnet. Auch sind dieselben wohl eine Abhilfe, bieten aber keinen Ersatz für das Elternhaus. Es giebt nur eine Mutterhand, und wer deren süßes Walten nicht voll und ganz an sich verspürt hat, der ist um die beste

*) 1880 waren von den 292 950 über 14 Jahre alten weiblichen Bewohnern Wiens 168 264 = 2/3 erwerbsthätig.

Erinnerung für's ganze Leben betrogen, der hat einen Verlust erlitten, für welchen ihm die ganze Folge eines langen glücklichen Lebens keine Entschädigung gewähren kann.

Fügen sich jedoch Kinder und Mutter dem unabwiesbaren Gebote der Nothwendigkeit, welche Früchte trägt ein solches Eheleben dem Manne? Wenn der eintönige Takt der Maschine durch den freundlicheren Klang des Mittagsglockleins abgelöst wird, und der Mann mit dem Weibe seiner Wahl sein kärglich Mittagbrot verzehrt, da haben sie nichts als den Gedanken an die ferneren Kleinen; Herzen von Stein mühten sie haben, sollten sie nicht — es ist kein unedler Neid — Jene beneiden, welche sich in dieser Stunde an dem herzstärkenden Anblicke ihrer Lieben ergötzen, für welche Pause mehr bedeutet als die Zeit zur Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses, eine Feierstunde des Familienlebens!

Allerdings siedeln viele Arbeiter in die Nähe ihrer Arbeitsstätten und wird auch für sie der Tisch im Hause gedeckt. Selbst unter dieser Bedingung aber kann der Arbeiter in dieser Stunde seiner Lieben nicht froh werden; denn die Frau hat dann alle Hände mit der Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte zu thun und ein gut Theil der freien Zeit wird mit dem Wege in die Fabrik vertrieben, so daß der Aufenthalt im Hause mehr ein neuer Abschied ist, als ein fröhlich Wiedersehen.

Und kommt endlich der ersehnte Abend, der Lichtblick des ganzen Tages, auch dieser wird dem Manne vergällt, wieder wird ihm die Freude am Familienleben durch die notwendige Geschäftigkeit der Frau getrübt, die sich jetzt endlich, wenn auch mit ermatteten Kräften, ganz ihren Pflichten als Hausfrau widmen kann. So findet der Mann überhaupt kein Vergnügen in der Familie; wird er immer stark genug sein, seine üble Laune der Frau nicht entgelten zu lassen? Und sollen wir einen Stein auf sie werfen, wenn sie dem ungerechten Angriff eine ungerechte Abwehr entgegensetzt? Unmuth ergreift ihn, Unmuth ergreift sie, und was die Frau in Thränen erstickt, der Mann sucht es in der Schänke zu vergessen.

So ist die gewerbliche Frauarbeit heute das Grab der Häuslichkeit.

Das Ergebnis unserer Untersuchung stellt sich dahin, daß von den erwachsenen Frauen Wiens drei Fünftel ganz oder zum großen Theile auf eigenen Verdienst angewiesen sind; ein Sechstel dieser erwerbsthätigen Frauen haben keine Ursache über ihr Loos zu klagen, die übrigen fünf Sechstel gehören zu den Enterbten der menschlichen Gesellschaft und die Hälfte von ihnen essen ihr Brot in Verzweiflung.

Gewiß sind auch wir Männer in diesen schweren Zeitaltern nicht auf Rosen gebettet, aber der alte Streit, ob den Männern oder den Frauen in diesem Jammerthale ein schwereres Kreuz aufgebürdet worden, ist endgiltig zu Ungunsten des schwächeren Geschlechtes entschieden. Die Frauen machen nur ein Fünftel der selbständigen Unternehmer, aber ein Drittel der Arbeiter Wiens aus und werden für ihre, selbst gleichwerthige Arbeit schlechter als die Männer entlohnt. Die Zahl der almosenfuchenden Frauen ist, besonders weil die Wittwen nach dem Tode ihres Mannes schwer einen Erwerb finden und daher oft in Noth verfallen, zwei- bis dreimal so stark als jene der almosenfuchenden Männer.

Nach Dr. Rainer v. Reindhl
in den Bernerporter'schen „Deutschen Worten“.

Zur Wahl Wilhelm Liebknecht's in Berlin.

Eine durch regsten Beifall wie durch den Ernst und die Begeisterung aller Theilnehmer gleich imposante Volksversammlung fand am Donnerstag Abend wiederum in der Tonhalle statt.

Herr Buchdrucker Wilhelm Berner hielt unter vollstem Beifall das Referat, in welchem er auf das schärfste die Politik der anderen Parteien, insbesondere auch des Antifemismus, gezielte, und als einzige wirklich fortschrittliche Volkspartei die Sozialdemokratie schilderte. Die Debatte war äußerst lebhaft und zeigte die volle Einstimmigkeit aller Arbeiter Berlins in glänzendem Lichte.

Ein Sturm der Zustimmung erhob sich, als der Vorsitzende folgenden **offenen Brief Liebknecht's** an seine Wähler verlas:

Freunde, Genossen!

Den sozialdemokratischen Wählern des 6. Berliner Reichstagswahlkreises, die mich für die bevorstehende Erziehung als Kandidat aufgestellt haben, meinen herzlichsten Dank! Ich nehme die Kandidatur an und werde das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen bemüht sein. So traurig es auch für mich ist, die Stelle eines Freundes und langjährigen Mitkämpfers einzunehmen, den ein unglückliches Schicksal in der Blüthe der Kraft zu Boden geschmettert hat, so ist es mir doch eine besondere Genugthuung, zu einem Vertreter der Stadt auferstehen zu sein, in welcher ich nach langer Verbannung, zuerst wieder auf deutschem Boden für die Sache des arbeitenden Volkes streiten konnte, und aus welcher ich vor 23 Jahren ausgewiesen wurde, weil ich dem Versuch entgegentrat, die Arbeiterbewegung zu reaktionären Zwecken zu mißbrauchen.

Damals hofften die verbundenen Feinde der Arbeitersache, Berlin auf immer der Sozialdemokratie zu verschließen. Jetzt ist Berlin schon seit mehr als einem Jahrzehnt die Hauptstadt der deutschen Sozialdemokratie. Jede bisherige Wahl bedeutete dort ein Fortschreiten der Partei und auch die Wahlschlacht des 30. August wird und muß ein neues Anwachsen der Arbeiterdankliste bedeuten.

Mein Programm brauche ich nicht zu entwickeln — es ist das Gute: das Programm der Sozialdemokratie mit all seinen theoretischen und praktischen Konsequenzen. Und daß es mir Ernst ist mit diesem Programm, das weiß, wer mich kennt.

Wer mich kennt, weiß auch, daß ich unter den obwaltenden Verhältnissen die Bedeutung des Wählens und der parlamentarischen Thätigkeit weit mehr in dem agitatorisch-

propagandistischen Wirken erblicke, als in dem gesetzgeberischen. Solange sämtliche auf dem Boden der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung, oder richtiger Unordnung stehenden Parteien den Forderungen der Arbeiterklasse gegenüber sich feindselig-negierend verhalten, ist an ein erspriechliches Wirken auf dem Gebiete der Gesetzgebung nicht zu denken. Will die Arbeiterklasse zu ihrem Recht kommen, so muß sie sich die nötige Macht erobern. Ohne Macht kein Recht. Was der Gerechtigkeit unserer Forderungen verweigert wird, das werden die Feinde dem unaufhaltsam sich vermehrenden Heere der sozialdemokratischen Wähler und Genossen auf die Dauer nicht verweigern können.

Jedenfalls ist die Sozialdemokratie einzig auf ihre eigene Kraft angewiesen. Bedenken von oben, noch von irgend einer anderen Partei haben wir etwas zu erwarten.

Doch wozu noch der Worte? Wir sind ja einander nicht fremd. Genug — ich werde weiter unter allen Umständen meine Pflicht thun, und ich weiß, daß die Berliner Wähler ihre Pflicht thun werden — am 30. August und sonst.

Also auf Wiedersehen in Berlin!

Mit sozialdemokratischem Gruß
Vorsdorf, 4. August 1888.

Wilh. Liebknecht.

Die ganze Versammlung zeigte wieder einmal, wie sehr die Sozialdemokraten ihren Gegnern überlegen sind an Mührigkeit und Begeisterung für die Sache.

Altersversicherungs-Versammlungen.

In Magdeburg sprach am 7. August in einer gutbesuchten Volksversammlung Herr Regierungsbaumeister Kehler über den Gesetzentwurf des Bundesrathes. Daran gelangte folgende Resolution zu einstimmiger Annahme:

Die heut, am 7. August im Schloßgarten-Saale tagende Arbeiterversammlung, die von etwa 600 Personen besucht ist, erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten dahin für einverstanden, daß in dem Gesetzentwurf, betreffend die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter, den berechtigten Ansprüchen nach keiner Richtung hin genügt wird.

Es genügt nicht — ohne Berücksichtigung der verschiedenen Verhältnisse für alle Arbeiter ganz gleichmäßig und für den größten Theil derselben ganz unzulänglich bemessene — Rente nicht, um denselben im Alter und bei vorkommender Invalidität ein irgend wie genügendes Auskommen zu sichern, dieselben bleiben vielmehr nach wie vor auf die Armenpflege angewiesen. Durch den Beitrag der Arbeiter zur Alters- und Invalidenversicherung ist diesen also nur eine höhere Belastung zu Gunsten der Armenverwaltung von Staat und Gemeinde auferlegt, ohne den Arbeitern einen entsprechenden Vortheil zu gewähren.

Dieser ganz ungenügenden Leistung gegenüber ist das Quittungsbuch, welches der Arbeiter nach dem Gesetzentwurf führen muß, aber eine drohende Gefahr.

Dasselbe hat nicht nur ganz ohne Zweifel den Charakter eines Arbeitsbuches, wie es von jugendlichen Arbeitern nach heutigen Vorschriften zu führen ist, sondern es gestattet auch außerdem eine Kennzeichnung mißliebiger Arbeiter durch verfolgungsfähige Unternehmer zum großen Schaden für die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit der Arbeiter.

Das Quittungsbuch wird diesem Mißbrauch um so mehr ausgesetzt sein, da im Gesetzentwurf gar keine Bestimmungen enthalten sind, die diesen Mißbrauch verbieten oder unter Strafe stellen, ganz abgesehen davon, daß bei der ungleichen Anwendung der Gesetze gegen Arbeiter und Unternehmer solche Strafbestimmungen wenig Wirksamkeit haben würden.

Die Versammlung erklärt also, daß die hier versammelten Arbeiter nicht nur auf diese gebotene Alters- und Invalidenrente lieber ganz verzichten, als sie mit dem sie schwer schädigenden Quittungsbuch annehmen, sondern daß auch eine weit höher bemessene Rente ihnen das Quittungsbuch, das den Charakter eines Arbeitsbuches hat, nicht annehmbar machen würde.

Diese Resolution soll in geeigneter Weise zur Kenntniß des Reichstages gebracht werden und wird das heutige Bureau der Versammlung mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt.

In Spremberg nahm eine öffentliche Volksversammlung nach dem Referat des Landtagsabgeordneten Geyer folgende Resolution an:

In Erwägung:

1. daß die regierungseitig geplante Invaliden- und Altersversicherung nach dem vorliegenden Entwurf eines Gesetzes den deutschen Arbeiterverhältnissen keineswegs entspricht und durchaus unzulänglich ist;
2. daß das projektirte Quittungsbuch eine schwere Schädigung des gesamten Arbeiterstandes in sich schließt, erlitten die heute im Kirchhoff'schen Saale zu Spremberg zahlreich versammelten Arbeiter die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, diesen Protest im Deutschen Reichstage zum Ausdruck zu bringen.

Die Montagversammlung in Sanssouci, Berlin, in welcher Herr Liesländer referirte, war glänzend besucht. In einer Abstimmung über die vorgeschlagenen Resolutionen kam es jedoch nicht, weil der Ueberwache zur Auflösung schritt, als Herr Max Baginsky aus seiner Resolution den Schlußsatz verlas, daß das soziale Elend nur dann gründlich beseitigt werden könne, wenn die heutige kapitalistische Produktionsweise in eine genossenschaftliche verwandelt wird.

Eine öffentliche Generalversammlung der Maurer Berlins war Dienstag vom Maurer Jaensch nach Mund's Salon einberufen, um gleichfalls über das Alters- und Invalidenversicherungsrecht sich auszusprechen. Der Vorsitz wurde Maurer Wolf übertragen. Zu der gestellten Frage: Welche Vortheile bietet uns die Alters- und Invalidenversicherung? nahm zunächst Maurer Grothmann das Wort. Redner wies bezüglich der Maurer darauf hin, daß dieselben jedenfalls nicht im Stande seien, jährlich 47 Wochen hindurch den Beitrag zu zahlen, da sie nicht selten 12-15 Wochen ohne Arbeit seien. In den 30 Parteijahren würde also noch eine ganze Reihe von Jahren hinzukommen, die sich aus nachgeholtten Wochen zusammensetzen. Nur sehr Wenige würden demgemäß die Vortheile der Altersversicherung genießen. Die Invalidenversicherung aber gehe nur allzu leicht verloren, da auch ein invalider Maurer immerhin durch Handel mit Bleisiedern, Zolldosen und Holzschuhen noch täglich 33 Pf. zu verdienen vermöge. Das Aller schlimmste an der ganzen Sache aber sei das Quittungsbuch. Man solle doch den Arbeitern das Koalitionsrecht geben, dann würden sie eines solchen Gesetzes nicht bedürfen, sondern selbst für sich und ihre Familien sorgen. (Lebhafte Beifall.) Die nachfolgenden Redner stimmten mit diesen Ausführungen überein. Folgende vom Maurer Krieg beantragte Resolution wurde dann angenommen:

In Erwägung der geringen Leistung sowie der hohen Karenzzeit, welche der Gesetzentwurf für die Alters- und Invalidenversicherung in Aussicht stellt,

ferner, daß das in dem Gesetzentwurf vorgesehene Quittungsbuch dem Arbeiter von Seiten der Arbeitgeber die größtmöglichen Hindernisse in seinem Fortkommen bereiten kann, und zwar, daß das Quittungsbuch schon in seiner regelmäßigen Form den gar nicht abzuleugnenden Charakter eines Arbeitsbuches hat,

beschließt die heute in Mund's Salon tagende öffentliche Maurerverammlung Berlins, da die Gefahr uns durch das Quittungsbuch als eine sehr bedeutende erscheint, auf die ganze gebotene Alters- und Invaliden-Versicherung zu verzichten, selbst wenn dieselbe auch erheblich verbessert würde.

Die öffentliche Versammlung der Buchbinder und Berufsgenossen Berlins, die zu Montag Abend nach dem Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstr. 37, einberufen und zahlreich besucht war, verfiel dem Schicksal der polizeilichen Auflösung. Das Referat hielt hier Herr Jost. Die schlimmste Zumuthung sei das Quittungsbuch. Der Schaden, der den Arbeitern dadurch erwachsen würde, sei ein großer. Die Unternehmer würden das Quittungsbuch zu einem „Arbeitsbuch“ machen und sich durch die Stellung der Marken u. s. w. verständigen. Die Arbeiter würden auf ähnliche Weise jetzt schon vielfach durch Zeugnisse, Entlassungsscheine und dergleichen für das Eintreten zur Verbesserung der Verhältnisse gemahregelt. Für's erste komme es darauf an, die Lage der Arbeiter zu verbessern, aus welchem Grunde das Hauptaugenmerk auf die Ausübung des Koalitionsrechtes zu richten wäre; sonst sei es nicht möglich, den gesetzlichen Pflichten nachzukommen, weil die Löhne herabgingen und die Verhältnisse sich immer trauriger gestalten. Ohne weitgehende Änderungen würde das Alters- und Invalidenversicherungsrecht nach dem vorliegenden Entwurf den Arbeitern Unheil bringen. (Beifall.) Die folgenden Redner, Dammann, Thiele, Kranke und Seckel schlossen sich dem Referenten vollständig darin an, daß es ganz besonders darauf ankomme, das Koalitionsrecht auszunutzen resp. die Koalitionsfreiheit zu erlangen. Außerdem betonten sie, daß unter ihren Berufskollegen in Berlin keiner im Alter von 70 Jahren und darüber vorhanden sei. In der weiteren Diskussion betonte der Schuhmacher Klinger: Die Arbeiter müßten dahin streben, den vollen Ertrag ihrer Arbeit zu erhalten. Bei diesen Worten wurde die Versammlung auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes aufgelöst.

Bereine und Versammlungen.

Zimmerleute Berlins und Umgegend. Öffentliche Generalversammlung am Sonnabend, den 11. August, Abends 8 1/2 Uhr, im „Neuen Klubhaus“, Kommandantenstr. 72. Tagesordnung: 1. Regelung der Lohn- und Zeitverhältnisse. 2. Wahl eines Schiedsgerichts. Zur Deckung der Unkosten findet eine Zeller-Versammlung statt.

Schneider-Versammlung. Am Dienstag, den 14. August cr., Abends 8 Uhr, findet im Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstr. 37, eine öffentliche Schneider-Versammlung statt. Die Tagesordnung lautet: Berichterstattung des Delegirten Herrn A. Taterow über die Verhandlungen des Schneiderkongresses in Frankfurt. Freie Diskussion. Alle Schneider Berlins sind freundlichst eingeladen.

Fachverein der Kohler Berlins. Generalversammlung am Sonntag, den 12. August, Vorm. 11 Uhr, in Feuerstein's Tunnel, Alte Jakobstr. 75. Tagesordnung: 1. Vierteljährlicher Rechenschaftsbericht. 2. Statutenänderung § 9 ad 2-3. 3. Antrag des Kollegen August Hirsch. 4. Verschiedenes und Fragekasten. NB. Mitgliedsbuch legitimirt.

Fachverein der Steinträger Berlins. Sonntag, den 12. August, Vormittags 10 1/2 Uhr, bei Scheffer, Infelstr. 10, 2 Treppen. Versammlung. Tagesordnung: 1. Vorlegung des veränderten Statuts. 2. Innere Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes.

Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin Centrum, Neues Klubhaus, Kommandantenstr. 72. Dienstag, den 14. August, Abends 8 1/2 Uhr. Tagesordnung: 1. Zweck und Ziele des Verbandes. 2. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin West und Umgegend. Montag, den 13. August, in dem Lokale des Herrn Sange, Steglitzerstr. 27. Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Bernstein über erste Hälfte bei „Unglücksfällen“. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. Alle Mitglieder werden ersucht, zu erscheinen.

Bereinigung der Drechsler Deutschlands. Ortsverwaltung „Berlin III“ (für den Ost- und Nordbezirk Berlins.) Versammlung am Sonntag, den 12. August, Vormittags 10 Uhr, in Seeger's Lokal, Grüner Weg 20. Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Gewerkschaftliches. 3. Verschiedenes und Fragekasten. — Aufnahme neuer Mitglieder; Gäste haben Zutritt. — Zur Beachtung. Die Ortsverwaltung wird mit dieser Versammlung einen Schluss von wissenschaftlichen Vorträgen veranstalten, über: „Die Arbeiterfrage, ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft, von Prof. Friedrich Albert Lange“, dessen erster Vortrag der Kampf um's Dasein auf die Tagesordnung dieser Versammlung gesetzt ist.

Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen. Sonnabend, den 11. August cr., Abends 8 1/2 Uhr, im Louisenstädtischen Klubhaus, Annenstr. 16: Versammlung. Tagesordnung: 1. Das Ergebnis der Statistik vom Sommerhalbjahr. 2. Verschiedenes und Fragekasten. Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste willkommen. — Sonntag, den 12. August, findet eine Dampferpartie nach Schmüdowitz statt. Abfahrt Morgens 8 Uhr von der Jannowitz-Brücke.

Bereinigung der deutschen Maler, Lackierer, Anstreicher und verwandten Berufsgenossen. Filiale Berlin. Dienstag, den 14. August, Abends 8 1/2 Uhr, Alte Jakobstr. 48a, bei Deigmüller, Vereinsversammlung. Tagesordnung: 1. Pflichten und Rechte der Mitglieder. Referent Herr Schwieger. 2. Fachschul-Angelegenheiten. 3. Verschiedenes.

Unterstützungsverein der Maurer Berlins. Dienstag, den 14. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Scheffer's Lokal, Infelstr. 10, Versammlung. Tagesordnung: 1. Berathung einer Bibliotheksordnung. 2. Unterstützungsangelegenheit. 3. Verschiedenes in Vereinsangelegenheiten und Fragekasten. Mitglieder werden aufgenommen.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. W. Hamburg). Filiale Berlin I. Den Mitgliedern zur Kenntniß, daß am Sonnabend, den 18. August, Abends 8 1/2 Uhr, Lichterfeldstr. 8, Herr J. Schindler, Bevollmächtigter der Filiale „Berlin III“, seinen Bericht über die im Mai stattgefundene Generalversammlung zu Nürnberg erstatten wird. Da der Bericht für jedes Mitglied von größter Wichtigkeit ist und viel Belehrendes enthält, auch das fernere Verhalten der Mitglieder in Betreff ihrer Rechte der Kasse gegenüber zur Sprache kommt, ist es Pflicht eines jeden, dafür zu agitiren, daß sämtliche Mitglieder erscheinen.

Die Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsklassen, Filiale Berlin I. hält am Sonnabend, den 11. d. M., Abends 8 Uhr, Blumenstr. 78, Restaurant „Bollschlager“, eine Versammlung ab. — Die Filiale Berlin II hält ebenfalls heute Sonnabend, Abends 8 Uhr, Prinzenstr. 79 im Gartenstimmer, eine Versammlung ab. Neue Mitglieder werden in beiden Versammlungen aufgenommen.

Freireligiöse Gemeinde, Rothenhaferstr. 38. Sonntag, den 12. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Prof. Dr. A. Meyer über: „Kunst und Kultur“. Damen und Herren als Gäste willkommen.